

10

Der Heidenkirchhof.

Eine Florentiner Skizze.

Florenz, Ende Mai.

Wenn man Florenz durch die stolze alte Porta Romana verläßt und ein Stück Weges auf der breiten, vergnüglichen Landstraße nach Siena und Rom zuwandert, so laßt bald zur rechten Seite ein hübscher Gipssteinbau zum Vorschein. Der protestantische Kirchhof ist es, den der Volksmund dieses katholischen Landes schleichweg: „den Heidenkirchhof“ nennt. Schnellicke, aus allen Ländern, die der sonnige Süden von der Heimat fortzog, haben hier eine letzte Ruhestätte gefunden. Aber für den Deutschen ist dieser stille Garten eine besondere Stätte des Gedenkens, birgt er doch die Gräber von Arnold Böcklin und Karl Stauffer-Bern.

Einmal am Rande einer grünen Rasenfläche, bedeckt unter Rosen, die über den ganzen Hügel sich schlangen, ruht der unglückliche Stauffer-Bern. Selbst über den fahlen Gipsstein ranken die Rosen sich und verbergen den Namen des Schicksals, der den Dichter des Lebens nicht erreichen durfte. Vorzüglich freudig war die Rosen ein wenig beiseite:

„Hier liegt begraben nach schwerem Kampf Karl Stauffer-Bern, Maler, Kritiker, Bildhauer.“ So fanden nun schwarze Widwen zu dem leuchtenden blauen Sommerhimmel empor. . . . Nun schreien wir über den heißen Sand des Weges, der das Jünglingsgrab von der monumentalen Gipsstätte des großen Arnold Böcklin trennt. Keine Rosen wachsen auf dem Gipsbügel, der großen Meisters, der den Sieg erlitt, der nach einem langen, reichen Leben trotzdem die Augen schloß und dem ein Sohn das Grabmal setzen durfte.

Eine schmale Platte aus grauem Stein, die nichts anderes als die Worte: „Arnold Böcklin“ trägt, bedeckt das Grab.

Eine ebensolche, noch unbeschriebene Steinplatte daneben wartet auf die Gattin des Künstlers, auf seine treue Gefährtin im Leben und in der Kunst, war sie doch bis in das späteste Alter hinein sein einziges weibliches Modell.

Zwischen beiden Grabplatten erhebt sich eine moderne, von Carlo Böcklin entworfenen Säule, die auf dem Kapitäl eine Urne trägt und an deren Sockel die Worte: „Rom omnis morior“ zu lesen sind. „Ich werde nicht ganz sterben.“ . . .

Nachdem ich wandern war weiter durch die kühlen Gänge zwischen den dunklen Gipssteinen. Unter den deutschen Gräbern entdecker wir noch einen anderen bekannten Namen. Auf dem Grabsteine eines blumengeschmückten Hügelchen lesen wir:

„Hier liegt fern von ihrem deutschen Vaterlande, aber in Gottes Erde, Gisela Grimm, geboren zu Berlin 1827, entschlafen zu Florenz 1888, die Tochter Wilhms und Bettinas von Arnim, die Lebensgefährtin Hermann Grimms, den sie allein zurückließ.“

„Fern von ihrem Vaterlande“ ruhen sie alle, die hier schlummern. Russen, Engländer, Spanier, Griechen; wie finden fast alle Nationen vertreten auf diesem Acker des Todes.

„Er war ein Vorbild der Ehre, der Standhaftigkeit“, steht auf dem Grabstein eines Persers geschrieben.

Vorüber an den vielen Kindergräbern, die verarmte Liebe verewigend mit Marmorgruppen, mit Rosen und Lilien zierte, gehen wir langsam dem Ausgang zu.

Der Schlüssel in der hohen Eisentür will sich nicht drehen, das Tor sich nicht öffnen.

Der Totengräber eilt zur Hilfe herbei und sagt lächelnd, in dem Hohlwege des Jünglings:

„Man kommt leichter hier hinein, als hinaus, Signore!“

Endlich gibt die Pforte knurrend und freudig nach und wir treten unter den heißen Strahlen der lebenerwärmenden Sonne auf der marmornen Platte zurück, über der ein bewundernswürdiger Duft den Namen trägt. Und bald tritt uns der Aufgang entgegen, der jetzt durch alle Straßen in Florenz erklingt: „Bell, bello, signore!“ . . .

Berliner Briefe.

(Von unserem Berliner Bureau.)

Berlin, 2. Juni.

Der Witzabnehmer!

Außerordentlich häufig sehen wir in diesen Tagen in schwindelnder Höhe Menschen hantieren, auf den Dächern höher und höher Häuser entlang spazierend, fackeltragende Schornsteine emportragend, und wir fragen uns verwundert: was mögen diese guten Leute da nur anstellen? Schornsteinfeger sind es nicht. — Bauhandwerker, die überdies je, je freieren, können es auch nicht sein, denn die betreffenden Gebäude sind ja sämtlich längst fertig und fertig; — also haben auch Dachbedecker nichts mehr auf ihnen zu tun. Aber schließlich werden wir gewahr, daß die halboberirdischen Auen nicht minder gewandert sind, als die unterirdischen. Und bald tritt uns der Aufgang entgegen, der jetzt durch alle Straßen in Florenz erklingt: „Bell, bello, signore!“ . . .

Eine besonders schwierige Leistung, die diesem Dichter diente, hatten wir vor einiger Zeit zu bewundern Gelegenheit: Da ist ein himmelhoher Schornstein, auf dem der Witzabnehmer einer Prüfung unterworfen werden sollte. Die in der Regel an diesen hohen Schloten angebrachten Steigeisen fehlten, was natürlich die Erreichung erheblich erschwerte. Der

hoffähige Arbeiter operierte mit zwei mächtig großen Leitern, indem er die erste erstig, einen festen, sicheren Boden in eine Höhe des Wankens trieb, die zweite Leiter in diesen steinigen, so daß die Leiter mit einem Sprunge über die erste Leiter hinausdrang. Alsdann erklomm er die zweite Leiter, schlug abermals in entsprechender Entfernung über dem ersten einen zweiten festen Boden, um nunmehr in diesen wieder die erste Leiter einzuhängen. In dieser Weise ging der Aufstieg, der ungefähr Windhauens mächtigem Aufstieg vom Monte aufwärts, Daten am Boden, Leiter am Leiter von flachen, den einzigen Halt hatte der Mann, er lag auf den eingelegten Gabeln, an welche er sich mit dem Kopf und mit einer Kordel ansehte, was ihm jedenfalls nur ein hilfloses Gleichgewichtsgefühl verlieh; denn wie leicht konnte eine Sprünge der Leiter zerbrechen und daß durch den Aus losbrechenden Wankens dem Boden und Leiter zerbrach, oder auch, falls die nachgehende Leiter den festen Boden entglitt, das Zeit reifen. . . . Mit einem Gefühl des Schauerns nur vermochten wir auf Augenblicke diesem Anblick handzuhalten. — unsere Herren hielten nicht lange aus. Bei Benutzung vorhandener Steigeisen und Anwendung sämtlicher vorhandenen Schutzvorrichtungen verlor ja die Gefahr an ihrem Schrecken, aber immer noch kostete es ein gewagtes Beginnen und erfordert eiserne Nerven und Willenskraft eines schwindelfreien Mannes, dem Verstand des Witzabnehmers operieren abzulegen. Es ist ein schwerer Versuch, der aber auch seine Anhänger haben muß, und wie können den wackeren Männern, die ihn zu unheimlicher Ausübung, unsere volle Hochachtung nicht verweigern, schlagen sie doch so gut wie z. B. der Feuerwehmann ihre Leben für das ihrer Mitmenschen in die Schanze, wenn nicht unmittelbar wie letzterer, so doch mittelbar, vorzubereiten, die in bedrohende Witzabnehmer und deren Begleiterscheinungen, Feuergefahr usw., von uns abwendend.

Wieviel wird die Gefährlichkeit des Witzes noch unterschätzt, allerdings sehr zu unrecht, wenn auch unbedingt zugegeben werden muß, daß der Witz hochtragende Räume, die infolge ihrer ganzen Beschaffenheit seine Entfaltung begünstigen, bei seinem verwerflichen Wüten vorzieht. In der Zeit der Gewitter kann man ja fast täglich in den Zeitungsblättern sich von Ungeheuren überzeugen, die durch Witzschlag hervorgerufen worden sind; aber die statistischen Zusammenstellungen geben den deutlichen Beweis dafür, daß eine wesentlich größere Anzahl von Menschen und Tieren dem Witz zum Opfer fällt, als man vielleicht annehmen gewillt ist. Es ist ja eine allbekannte Tatsache, daß sich der Witz mit besonderer Vorliebe überhaupt auf hoch in die Luft ragende Gegenstände wagt, und darum ist jetzt, wo die Gewitter am Himmel aufzuziehen beginnen und der aus den Wolken stürzende Witzstrahl unser Leben, Gut und Gut bedroht, die dringendste Forderung: Prüfet die Witzabnehmer! Haben wir in ihnen doch ein ausgezeichnetes Mittel, uns vor der Witzgefahr zu schützen. Natürlich muß die Witzabnehmeranlage vollkommen in Ordnung sein, da sie anders ihren Zweck nur unvollkommen oder garnicht erfüllen würden, und wie leicht erleidet ein Witzabnehmer, der logisch tagaus den Unbilden der Witterung ausgesetzt ist, irgend eine Verletzung, die ihn untüchtig und seinen Schutz illusorisch macht. Deshalb ist im eigenen Interesse ein ständiges Nachsehen der Anlage unter allen Umständen nicht nur ratsam, sondern durchaus geboten. Wenn ein Witzabnehmer unbedingten Schutz gewähren soll und das ist ja dessen Bestimmung, der darf eben auch seine Witz- und seine Kosten scheuen, seine Anlage von Zeit zu Zeit, möglichst in nicht zu großen Zwischenräumen, durch einen Sachkundigen prüfen zu lassen. Wir betonen ausdrücklich: durch einen Sachkundigen, der über das Wesen einer solchen Anlage in jeder Beziehung unterrichtet und sich seiner verantwortungsvollen Leistung voll und ganz bewußt ist. Die Kenntnis des Wesens einer Witzabnehmeranlage bedingt selbstredend auch die Kenntnis des Wesens des Witzes, dieser gewaltigen Naturerscheinung, die uns den Witz bringt. Auch Benjamin Franklin's Untersuchungen über die Wirkung elektrischer Punkte ist, und nicht, wie man vornehm annahm, durch die Entzündung von brennender Luft begünstigt, haben einleuchtend und richtig befundenen Anschauung, daß besser gesagt, Entzündung, ging Franklin auch bei seinem Suchen nach einem wirksamen Schutz vor den Verheerungen des Witzschlags andere, bessere Wege, die zuletzt zu der Erfindung des heutigen Witzabnehmers führten. Damit kann aber nicht behauptet werden, daß die Idee, die Wirkungen des Witzes durch gewisse Vorrichtungen von bestimmten Orten abzulenken, von Franklin ausgeht. Jede Entlastung belebt uns vielmehr eines anderen, ohne natürlich das Verdienst des großen Forschers zu schmälern. So lesen wir: „Die Ansicht, daß bereits die Priester der alten Kulturvölker (Ägypter) die Gesetze der Witzleitung gekannt hätten, hat mehrere fache Bestätigungen erhalten. Dämonen fand an der Fassade des Tempels von Osiris zwei Inschriften, welche sich darauf beziehen, daß die vier das Gebäude überragenden Flügelmäulen das Unwetter des Himmels abwehren und das Gebäude schützen sollen. Auch an dem Tempel von Dendrach findet sich eine ähnliche Inschrift, welche von den daneben stehenden mit Kupfer beschlagenen und oben ausgehöhlten Holzstangen von 30–40 Metern Höhe auslegt, daß sie dazu bestimmt seien, das Unwetter zu brechen aus der Höhe.“ Ebenso fand auch Dendrach eine ähnliche vierte Inschrift zu Medinet Abu, welche noch angibt, daß die Spiten vergoldet und die Wäfen von Naphes 3. (1300 v. Chr.) errichtet seien. Durch die Auffindung dieser Inschriften erhalten die bisher nicht besonders gewichtigen Nachrichten, daß die griechischen und römischen Priester es verstanden hätten, den Witz vom Himmel herabzuholen, und daß mehrere Priester und Könige dabei vom Witz erschlagen

seien, neues Interesse. Auch aus dem Mittelalter lassen sich Spuren dunkler Kunde der Witzleitung nachweisen. In einem zwischen 1336–1349 geschriebenen Buche wird der Witzschlag gemacht, die angebliche schädliche Einwirkung des Witzes auf die Schilfer durch einen aufwärts gerichteten spitzen eisernen Nagel — also einen Witzabnehmer — abzuwehren.

Können wir noch einmal unsere Entschloßtheit zu Worte kommen: In neuerer Zeit ist das Geraden des Witzes an Drähten und Eisenwerk schon lange bekannt gewesen, bevor Franklin durch direkte Versuche 1752 die elektrische Natur des Witzes nachwies. Neumann beobachtete zu Speries in Ungarn 1771, daß der Witz an verschiedenen Drähten herab dem Eisen nachgezogen sei und nur beim Uebergang aus einem Draht in den anderen die dazwischenliegenden Steine zerhackt habe. Er vermutete eine besondere Sympathie des Witzes mit dem Eisen, weil der Witz 1678 an demselben eisernen Draht bis in den Boden heruntergezogen sei. Die ersten Vorschläge Franklin's, die Gefahr des Witzschlages durch Errichtung eines Witzabnehmers zu beseitigen, reichen bis 1749 zurück, wo er sich in einem Brief darüber äußert. Später, 1753, behandelte er das Thema noch bestimmter, doch datiert der erste Witzabnehmer, den Franklin errichtete, und der zum Schutz des Wohnhauses eines Kaufmanns West zu Philadelphia bestimmt war, erst aus dem Jahre 1760. In Deutschland hat Witzler die ersten Vorschläge dieser Art gemacht, während die erste Ableitungsmaschine für den Witz wohl von Protopius Dibich 1754 zu Pörschitz bei Anklam in Pommern errichtet wurde. Die Errichtung dieser Vorrichtung ist nicht genau bekannt, auch wurde sie bald von den benachbarten Bauern geachtet, die sie nicht als Tölpelheit des folgenden Bauern verurteilten, sondern als weise, welche die Gefahren des Witzes abwehrte. Der leitende Gedanke, welcher die Errichtung eines Witzabnehmers zugrunde liegt, ist immer der, dem Witz künstlich eine so starke Leitung in den Erdboden hinein zu verschaffen, daß er nur dieser folgt und nicht etwa seinen Weg durch das Dach oder die Wände etc. eines Hauses nimmt. Die Möglichkeit, diese Aufgabe zu lösen, ist dadurch gegeben, daß der Witz vorzugsweise gern seinen Weg über Metallmassen nimmt, daß er von hohen Gegenständen angezogen wird und zuletzt das Ende seiner Bahn in den unterirdischen Wassern des Bodens findet.

Diese letztere Tatsache veranlaßt in neuerer Zeit namentlich die Stadtverwaltung, die Witzabnehmer an die Höfen der Gassen und Wasserleitungen anschließen zu lassen, da diese unterirdischen Rohrnetze erfahrungsgemäß das vorzüglichste Wasser sind, wo der Witz seine Laufbahn, ohne geschadet zu haben, beschließen kann. Kommt es doch nicht selten vor, daß in Häusern, wo der Witzabnehmer nicht an die Gasse oder Wasserleitung angeschlossen ist, der heimtückische Witz den Abnehmer unbedacht läßt und direkt die Höfen zu erreichen sucht, wobei es ihm nicht darauf ankommt, mögenfalls die größten Widerstände zu überwinden.

Briefkasten der Redaktion.

A. A. Sonnenberg. Sie muß das ganze Jahr aushalten.

B. B. Westersch. Sie werden sich am besten mit Doppel-Pösterle an die Kgl. Direktion der Sternwarte in Göttingen.

Photographen-Dienstmädchen, Hamm i. B. Die 14tägige Kündigung ist giltig.

C. C. 100, Perse. Waschen Sie doch anderswas und gießen die verbrauchten Stoffen an der Miete ab.

A. E. 50, Dortmund. Zu 1. u. 2. Sie müssen sich schriftlich an den Herrn Oberbürgermeister wenden. Zwei Weiden, Götting. Der erste Neujahrsbesuch, der zweite Oster-, Pfingst- und Weihnachtsbesuch, der Himmelfahrtstag und der Pfingst- und Weibtag.

A. A. Dortmund. Sie müssen die Kosten bezahlen. A. 100, Hörde. Da werden Sie sich am besten an eine Annoncen-Expedition.

A. 2, Linde (Niedr.). Zu 1. Allgemeine Körper-schwäche und Erweiterung des äußeren Leistenringes. Zu 2. Uns nicht bekannt. Zu 3. Die Frage ist unverständlich. So lange der Erbauer nichts verfügt hat, kann das Gericht nichts festsetzen.

A. B. 1000, Bittermark. Wenden Sie sich an die Bilderrahmenfabrik von Wilhelm Iltmann, Petenitzstraße 10 in Dortmund.

B. D. Hörde. Zu 1. Wenigstens 200 Beitragsmarken. Zu 2. An die dortige Polizeiverwaltung.

F. S. Schwerterheide. 1. Die Gutsübertragung hat mit der Unterhaltspflicht nichts zu tun, wenn nicht dieserhalb besondere Vereinbarungen getroffen sind. Die letztere richtet sich ausschließlich nach der Bedürftigkeit des Vaters und der Leistungsfähigkeit der Söhne. 2. Ja.

C. S. 53. Ja, durch Haft bis zu 6 Monaten, wenn der Gläubiger die Kosten derselben vorstreckt.

Alter Abonnent 100. 1. Nein, wenn sie nicht eingelöst werden. 2. Unter der Hand dürfen nur Gold- und Silberfachen und zwar nicht unter dem Metallwert verkauft werden. 3. Die öffentlichen Anstalten dienen mehr der öffentlichen Wohlfahrt, die privaten dem Gewerbe der Unternehmer. 4. In jeder Buchhandlung.

Langjährig Abonnent, Gising. A. A. Nach Ihrer Darstellung brauchen Sie nichts zu ersuchen und können auch nicht bestraft werden.

A. 2105. Es kommt darauf an, wann und wo Sie gehandelt haben und wie nahe die Verwandtschaft ist. Haben Sie Ihren ersten ehelichen Wohnsitz in Westfalen vor 1800 genommen, so hat der Mann jedenfalls den Lebenslanglichen Nießbrauch.

A. B. 10, Dortmund. Sie können die Möbeln öffentlich versteigern lassen, nachdem Sie dies 1 Monat vorher angekündigt haben.



Tägliche Gratisbeilage zum Dortmunder Generalanzeiger.

Nr. 150, Montag, 3. Juni 1907.

Mittellose Mädchen.

Roman von S. Ehrhardt.

(Nachdruck verboten.)

16

Sie stand plötzlich auf den Füßen und lief hinüber. In dem Gefühl körperlichen Unbehagens hatte sie eine Sehnsucht, wie nur kindliche Verliebtheit erwecken kann, sie wollte wenigstens seinen Mantel haben, den heißen Kopf hineinstecken.

Aber kalte Hände, von denen sie im Verlauf der Handhabung abgetrennt, wählten unter den vielen gleichfarbigen Mänteln — da war er ja schon — das eingetragene Monogramm R. Z. auf der inneren Tasche — eine hübsche hübsche Coufine hatte ihm die Geschwändelhaftigkeit zugewinkt, — wie er lachend erwiderte.

Mit Anstrengung hob sie den Mantel herunter, breitete ihn auf dem Tisch aus, zog sich den Stuhl heran und sich hinstellend, bedeckte sie das Kopfkissen auf das grauebene Kissen. Die Hüfte des Mantels schlug sie über die matten Schuftern. Wie warm und bequemer ihr gleich wurde! Und wie die Berührung des Mantels ihr das wonnige Gefühl seiner körperlichen Nähe gab.

„Ach, mein Einziggeliebter!“ flüsterte sie in sehnigen Tönen. Ihre Augen schlossen sich. Die Regelung des Tages forderte im Verein mit dem Aufschlagen des Mantels, daß sie sich nicht mehr um das gewonnene Gesehne kümmerte.

So fand sie Fritz Trautendorf, der ihr Verschwinden bald bemerkt hatte und in der Hoffnung, sie irgendwo allein zu treffen, auf die Suche nach ihr gegangen war.

Mit purpurn geröteten Wangen und halbgeöffneten Lippen schlummerte sie süß und friedlich — das echte Dormschöchen.

Dem jungen Offizier stieg das heiße Blut ins Gesicht. Wenn er sie mit einem Kuß weckte! Aber nein, es wäre nicht Gentlemanst. Noch war er ja nicht sicher, ob sie ihn liebte. Nebenfalls aber mußte er sie wecken, damit ihr langes Fernbleiben im End nicht mit gefährlichen Andeutungen glückte wurde.

Da bewegte sie sich leicht. Der Offiziersmantel, den er erkannt jetzt erst bemerkte, glitt von der weichen Mädchenschulter — er sah das eingetragene Monogramm, das ihn so oft gequält. — Sein Mantel! Mit einem Schlage erfuhr er die kindliche, rührende Begierde. Trauten vor Seligkeit, nichts mehr bedenkend, neigte er sich über die schlafende und preßte seine heißen Lippen auf das geschlossene Mündchen. Er erwachte nicht gleich. Noch im Traum stahl ihr weicher, natter Arm sich um seinen Hals.

„Ach, lieber Fritz!“ murmelte sie.

„Mein süßes Mädchen!“

Er zog sie gütlich empor. Da erst wurde sie munter. Sie zwinkerte verwirrt, hilflos mit dem gebenden Augen.

„Wo bin ich denn?“

Er drückte die Taumelnde fest an seine Brust.

„Bei Deinem Herzallerliebsten, Süßes.“ flüsterte er übermütig.

Ihre augenblicklich erkaunter Wut hob sich empor — sie sah sein schönes, dunkles Gesicht in leidenschaftlicher Anteilnahme strahlend dicht über dem ihren und blutüberströmte das sie ihre an seine Schulter.

Er drückte den Mund in das weiche, lichtblonde Haar.

„Süßes, Liebling, sich mich doch mal an, schämst Du dich denn, daß Du mir gut bist?“

Sie nicht lebendig, ohne ihre Stellung zu verändern.

„Aber kleines Dummerle, warum denn? Du weißt doch, wie sehr ich Dich lieb Fritz schon lange hat und daß Du sein süßes angebetetes Fräulein werden sollst. Komm, ruf mich einen Kuß, Maus, und dann zurück in den Ballsaal. Die Leute sollen nicht erst schandmalen über Dich und sagen dürfen, daß Du nicht, daß Deine Eltern nicht davon wissen. Nur Brodhaus müßten wir ins Vertrauen ziehen.“

„Nein, ach nein!“

Ein Schauer ging über Susas Herz. Alles wurde plötzlich lebendig in ihr — die Szene mit dem Hauptmann im Saal, das abschließende Empfinden, das sie bei seinem glühenden Kuß überkommen, die hübsche Auseinandersetzung mit der verratenen Frau, das drohende Gespenst ihrer morgigen Abreise — eine gräßliche dumpfe Verzweiflung löste das überhörmliche Monogemüß in ihr ab. Sie

hatte ja kein Recht mehr, glücklich zu sein in der Liebe des abnungslosen Mannes.

In ihrer impulsiven Weise entwand sie sich so schnell seiner Umarmung, daß es ihm unmöglich war, sie festzuhalten.

„Einen Kuß noch, Schatz.“

„Ach, bitte, nicht mehr,“ sie wich zurück, „wenn uns jemand hier findet.“

Und ohne sich an sein ehelich betäubtes Gesicht zu kehren, eilte sie zur Tür.

Er folgte ihr zögernd mit einem fast wehmütigen Abschiedsblick auf den prächtigen Mann, in dem er nun doch sein Dormschöchen nachgeliebt hatte. Eine leichte Unruhe hatte sich auch ihm mitgeteilt.

Süße war doch sonst solch ein festes, natürliches, lebhaftes Geschöpfchen. Warum die seltsame Scheu vor seine Küßen? Sollte das wirklich nur mädchenhafte Zurückhaltung sein?

Als habe Susa seine Gedanken erraten, wandte sie sich plötzlich nach ihm um. Sie sah sein liebes, entschuldigendes Gesicht und ohne daran zu denken, daß hier im Korridor viel eher die Gefahr einer Liebes- und Verführung drohte, flog sie auf ihn zu, schlang sich an ihn und hob ihr reißendes, erregtes Gesicht zu ihm empor. Zu ihr hatte er alle Zweifel vergessen. Fingerhaken von der letzten Art, mit der sie, gleichsam um Verzeihung bittend, ihm nun freiwillig ihre zarten Lippen bot, küßte er sie wieder und immer wieder.

Einige Augenblicke darauf erschien Susa. Verlies wieder im Ballsaal und wurde von der Jugend mit Redereien und auch ein wenig Mißtrauen begrüßt.

„Wo haben gnädiges Fräulein nur geirrt? Wir wollten gerade einen Orden stiften für den, der das ständige Dormschöchen aufhängt und zur Stelle bringt.“

Sie lachte den brünetten Artilleristen so frohlockend an, daß es ihm glühend ward an der Stelle des Wankens, gegen die das Herz ungemüß schlug.

„Wenn Sie wünschen, was mir passiert ist!“

„Nun?“

Neugierige Augen, horchende Ohren überroll. Und da sagte der Liebesmutter in seine heimlichen Glückseligkeit.

„Ich bin in der Garderobe eingeschlossen und da ist der edle Fritz gekommen“, mit einem Schelmchenblick nach dem Artilleristen, „und hat mich nachgeliebt!“

Allgemeines Gelächter.

„Warum haben Sie meinen Nerven nicht mitgebracht? Auf der Stelle küß!“ er ihn vor seine Klinge geordnet.“

„Ach, im Ballsaal gibts ja gar keine Säbel, Sie Mordeulstige.“

„Nun, dann morgen früh um 7 Uhr am Rande des Wirtenswaldchens oder auf einer verschwiegenen Wäldung.“

Susa legte ihr Gesichtchen in ernste Falten.

„Fritz, Sie falscher Prinz, daß Sie mir ihn tolschreiben, nicht wahr? Dann bräde mir das Herz.“

„Was höre ich da von brechen Herzen?“ sagt da dicht neben ihr die Stimme Fritz Trautendorfs, der Arm in Arm mit dem rotblonden Wirtner herangeblendet ist und strahlend schön und glücklich ausstrahlt.

„Verderben Sie uns doch nicht noch mehr's Renommee, gnädiges Fräulein, wir armen Leuten haben in den Witzblättern ohnehin genug zu leiden.“

Susas Augen sprühen kampflustige Witz.

„Wer sagt Ihnen denn, Herr Trautendorf, daß mein Herz um eines Leuten willen brechen würde?“

Die jungen Mädchen lachern.

„Das tu's nur für den Prinzen. Wer grämt sich aus um einen simplen Leutnant, wenn ein Prinz —“

„Ach, Disziplin Ehrenfache.“

Auf den lachenden Mädchengesichtern aber spiegelt sich das Verlangen, die übermütige Susa zu verraten und Fritz Trautendorf versteht so nett, mit den gefährlichen dicken Augen zu betiteln.

„Nennen Sie, Herr Wirtner!“ Susa läuft auf den jungen Offizier, dem der nächste Tag mit ihr gehört zu, und berührt leicht seinen Arm, „führen Sie mich fort, ich mag nicht begreifen sein, wie sie mich übermäßig blamieren.“

Wegläßt willigstet der Heut sehr vernünftige

Werber ihrem Wunsch und reitet sich das angebotene Mädchen an ein lauschiges, grünumbustetes Caféplätzchen, wo sie feilenbergnist eine Portion Eis verispielt und ihm in ihrer Glückseligkeit lachend und plaudernd völlig den Kopf verliert.

Unterwegs sagt Trautendorf, ein hübschen vor ihm!

„Ne, schicken Sie los, meine Damen.“

Und das köstliche Geheimnis Susas wird ihm verraten. Er amüsiert sich pflichtschuldigst darüber, innerlich aber heraufst es ihn geradezu. Welch bogaubende Rühnheit!

Der prädelnde Reiz derselben läßt sein Herz erbeben. Seine feinsten Gedanken eilen dem geliebten Mädchen nach. Wenn sie ihn nur erst vor aller Welt gehörte! Er entwarf Anlage zur Eiserfüllt in sich, als er je jeden Moment im Arm eines anderen durch den Saal fliegen sieht. Nur halb noch ist er bei dem fröhlichen Reiz, und was er niemals sonst tut, er giebt ein paar mal die Uhr.

Dann kommt nach der endlose Aktion mit seinen vielen hübschen Liebesrassungen — es gibt reizende Auspielungen an die Regimenter, ein lustiges Gefächelschreiben der Damen, wobei die Herren die vieljährigen Freile zu erobern suchen und das Gewehr, aus dem das jeweilige Geschütz stammte, finden müssen — eine große Kanone, von jungen Offizieren heringezogen, mit hunderten von Sträuschen besetzt, die nach lustigem Kampfe mit den Infanterien, den Herren zur Verteilung an die Damen freigegeben werden — eine andere Tour, die den Herren mit farbigen Schleifen verzierte Parfümstiftdchen, den Damen die dazu passenden farbigen Glasköcher bringt — zum Schluß eine tolle Conzett-Schlacht, die alle Geister des Liebesmuts und der Lebensfreude noch zum verführten Ausdruck zwingt — und endlich ist auch dieser Ball zu Ende.

Fritz Trautendorf steht an der breiten Marmortreppe unten und wartet auf die Geliebte. Vermummte Damengestalten gleiten an ihm vorbei, unter duffigen Spitzenhüllen blüht manch schneidungstiges Frauenauge zu dem „schönen Trautendorf“ hinüber und jede hört mit einer leichten Enttäuschung sein fröhliches, schallhaftes: „Guten Morgen, meine Damen.“

„Er wartet natürlich auf die Mercedes!“ denken die fröhlichen Davoneilenden und trösten sich mit dem Aufsat: „Erst macht er ja doch nicht.“

Sie würden es nicht für möglich halten, daß es ihm diesmal wirklich ernst ist. Selbst dann noch nicht, wenn sie den heißen, innigen Witz sehen, mit dem er das Erscheinen der kleinen Susa begrüßt, die ein wenig hinter dem Hauptmannschepaar die breite Treppe herabkommt. Sie trägt ein langes, dunkelblaues Cape, in dem ihr zierliches Figuren völlig verschwindet und einen schwarzen Spitzenhaal auf dem blonden Nöppchen. Der Witzschein, der beim Anblick des Wartenden über ihr Gesicht geht, gibt ihr etwas entzückend Mädchenhaftes.

Der junge Offizier, dem das verliebte Blut in den Adern pocht, legt die Hand an den blindenden Helm.

„Gefahren Gnädigste, daß ich mich auf dem Nachhauseweg anschließe?“

Frau von Brodhaus nickt, fast ohne aufzuheben. „Wartet! Mein Mann wird wohl nichts dagegen haben.“

Der Genannte zuckt empor. Es scheint, als zwingte er eine heftige Entgegnung nieder, ehe er mit gemachter Sozialität sagt:

„Aber bitte sehr, mein lieber Trautendorf, kommen Sie nur mit, wir freuen uns sehr.“

Sein Aussehen strahlt ihn an. Wie vertieft sind seine Züge, es bleibt unklar, ob in Born oder Schmerz. Da hat's wieder mal was gegeben zwischen den Weiden, denkt der junge Offizier, der ein scharfes Auge für solche Dinge besitzt, aber was kümmert mich das?

Und sorglos lächelnd tritt er neben Susa. Unter dem Helm leuchten seine dunklen Augen im Rotesfeuer zu ihr nieder. Derbarber verhängt, wie ein junges Mädchen, das sich müde gestalltet hat, blüht sie in sein vergnügtes Gesicht.

„Nun, mein gnädiges Fräulein, haben Sie mich gefragt, an Ihren Seite der Zeit aufzuwarten?“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

„Nein.“

geht doch zu erhebend schnell vorüber. Wie hat
ich mich erfreut auf dieses Fest — gestern dachte ich
in meiner Umgebung, es würde wohl nie wieder
werden und nun ist schon der Morgen da, der näch-
sterne, kalte Morgen.

Hoffend hüllte sie sich fester in ihren Kragen.
„Warte sehr, Fräulein Euse!“
Der vorangetragene Hauptmann ist an der Tür
besten getreten und zwingt sie dadurch, sich von
ihrem Begleiter einen Moment zu trennen. Ihr
ist wirklich recht launig, wie sie jetzt in den grau
heraufkommenden Morgen blickt.
Die finstere Gestalt des Hauptmanns, die mühs-
sam erschwungene Freundschaft seiner Frau bilden
erge Wermutstropfen in dem Becher ihres jungen
Glücks.

Aber ein Blick in die sonnigen Augen des Ge-
liebten vercheut rasch alle Bittere aus ihren Ge-
danken, das kleine, leichtinnige Herz ist schon wie-
der ganz voll übermütiger Zurecht.

Und als er sich jetzt zu ihr herabneigt und das
beglückende Gesicht weiterführend, mit seiner,
schmelzender Stimme fragt: „Warte aber nicht
schon und untergehe, was zwischen dem Abend
und dem Morgen lag!“ das schlägt sie die wunder-
baren Kimerungen voll Leidenschaft zu ihm auf
und erwidert:

„Es waren die schönsten Stunden meines Le-
bens.“

„Denen hoffentlich noch viel, viel schönere fol-
gen werden“, flüstert der Mann heiß, „ob, Du
Euse, daß ich dich jetzt keinen Augenblick dar-
f, nicht einmal das kleine Versteck ist er-
reichbar.“ So ein Moment ist für Verstecke eine
größte Entdeckung.

Sie lächelt ihm schelmisch an, daß die Lippen,
weißen Zähnen hinter den roten Lippen blühen.
Er kann den entzündeten Blick nicht von ihr los-
reißen.

„Auslassen wirst Du mich auch noch, Du kleine
Gefahr, na warte, bei Gelegenheit rath ich mich
schon“, droht er.

„Nein, nein, da hab' ich Angst — hier“, sie
öffnete schnell den Kragen, wirft einen prüfenden
Blick auf das weit vorstehende Haar und dann
schießt sich ein röthiges unbedecktes Kinnchen her-
vor und kommt seiner heilig zurechtgerufenen Dinten
entgegen. Auch der junge Offizier hat sich durch
flüchtige Umhau davon überzeugt, daß die lange
Straße die und leer im Morgendämmer liegt und
so führt er die zarten, warmen Fingerringe unge-
stört an die Lippen, küßt das Ständchen Arm, das
unter der schüßigen Bülle erreichbar ist und findet
es „süßlich“, daß sie aus Sparmaßregeln, sondern
dann sonst wären sie noch schmückend geworden,
ihre Handfläche ausgegossen hat.

„Aber jetzt ganz artig sein!“ mahnt sie denn,
indem sie eine recht zurückhaltende Miene aufsetzen
sucht, „wir sind gleich zu Haus. Warte man mit
was an?“

Sie wendet ihm ihr kühles, geistiges Gesicht-
chen zu, aus dem trotz all ihres Bemühens überall
die innere Glühbarkeit herausragt, er mußte sich
mit ernsthaft Genugthuung, ehe er in dem
frühesten Versteckung lag.

„Nun, gewiß, mein gnädiges Fräulein, der
kleine Schwips, den Sie haben, läßt sich nicht ver-
bergen. Aber der ist verzeihlich auf solchem Feste.“

Der Schalk blüht aus seinem hübschen, zer-
triebenen Reizungsgehalt und sie muß einen Mo-
ment hintersinken, ehe es ihr gelingt, ihm ein
schöneres Gesichtchen zu zeigen. Als erste Gost-
lichkeit scheint ihr das letztere unbedingt notwendig.
Wie reizend verzieht sie den rothen Mund bei
ihrem vorübergehenden:

„Nun, wie hübsch!“

Er versucht ihr in die Augen zu sehen.

„So ein kleiner Rausch ist gar nicht hübsch“,
redt er, „besonders, wenn er nicht von geistigen
Getränken herrührt.“

An dem raschen Aufblitzen ihrer Augen merkte
er, daß sie ihn betrachtend, aber antworten kann
sie nicht mehr — kaum daß er ihr unbemerkt noch
sagen kann: „Du hörst morgen früh von mir.“
Denn das Ehepaar ist vor ihrem Hause angelangt
und während der Hauptmann den Schlüssel mit
einem energischen Ruck ins Schloß schiebt, ist die
blasse Frau stehen geblieben und sieht die beiden
jungen Leute herankommen. Das schloß Fräulein
ruht auf ihrem verblühten, graufarbenen Gesicht.
Ist es die ungünstige Beleuchtung nach der durch-
wachten Nacht oder der Gegensatz zu Euses blühen-
der Jugendlichkeit — nie ist Frau Meta dem
jungen Offizier so abwechselnd hübsch erschienen,
wie in diesem Moment, da auch nicht ein Schimmer
von Lebenswürdigkeit die nüchternen Züge ver-
schönt.

Mit welcher unfreundlichen Miene sie seine kleine
Braut ansieht. Fest und beruhigend drückt er zum
Abschied, den Schatten über dem Glückshimmel der
geliebten Mädchenaugen blickend, die kleine be-
wende Hand.

Hübsch streift er den reißelernen Handschuh
der blauen Frau mit den Lippen.

Ein gewöhnliches freundliches „Adieu!“ hinüber
und herüber — aber in dem Blick, den die beiden
Männer dabei tauschen, liegt etwas unbewußt
Feindseliges.

„Dann lüest Trautendorfs Säbel im Davon-
gehen über das schlafrige Pflaster.“

13. Kapitel.

Hauptmann von Brochhaus empfing am anderen
Morgen Trautendorfs mit einem Gesicht, in dem
ein kalter, spöttischer Zug um die Mundwinkel nichts
gutes weisste. Die Vertrautheit waren nach der
durchdrungenen Nacht schlapp und verdorren und re-
bellierten innerlich mehr denn je gegen den gestren-
gen Vorgesetzten und ihr unflüchtiger Ton wirkte

schon, sein Gesicht zeigte, es ginge alles nicht
so, wie es sein sollte. Die Hauptmanns zitterten förmlich die
vor Angst, sie kamen immer mehr aus der Fug-
ung. Der Hauptmann vertheilte förmlich vor
innerer Wut, die sich in einer kurzen, vernichtenden
Stille Luft machte.

Er wurde nie heftiger, aber seine verletzende,
höhnische Miene wirkte um so unangenehmer.
Die Leute ahnten aus, als nach dem Fortgang
des Gestranges aus dem Munde des Feldwebels
sich ein solcher Schwallot nicht gerade sehr gewähl-
ter Schimpfwörter über ihre schuldige Unwissenheit
Hauptmann ergoß. Das war wie erlösende Regen
nach der dämpf drückenden Atmosphäre eines in
der Luft hängenden Gewitters. Erleichtert trollten
sie im Aufbruch von dannen.

Frei Trautendorfs schlenkerte langsam seiner
Wohnung zu. In seinem Glücksrausch war das
finstere Gesicht seines Hauptmanns, sein mehr als
dienlich knapper Ton als leise Verwundung ge-
fallen. Ja, er war sehr unruhig geworden, nur,
daß sie sein Verzeihlich bedachte. Von einer jähren
Angst befallen, beruhte er jetzt, den Heimweg mit
Süße in trübsüchtiger Weise verbandelt zu haben, anstatt
gleich ernsthaft die Konsequenzen ihrer heimlichen
Verlobung mit ihr zu besprechen. Frau von Broch-
haus hatte von dem alten Mercedes einmal aus
einem „Gedächtnis“ gesprochen, ohne sich näher
darüber auszulassen, nun wollte er gern erst von
Süße erfahren, wie der Vater sich wohl seiner Ver-
lobung gegenüber stellen würde und wie er am besten
zu fassen war. Vielleicht hatte der Alte ganz an-
dere Pläne mit der hübschen Tochter gehabt, als sie
an einen fast mittellosen Offizier zu verheiraten
mit einem endlosen Brautpaar als Aufgabe.

Schließlich bekam er ein kurzes „Nein“ zur
Antwort, wenn er die Sache falsch anging. Er
mußte bestimmt alles genau mit Süße durch-
sprechen. Im Moment fiel ihm das Radwägen
über diese Angelegenheit schwer, die schlaflose Nacht
begann sich an ihm zu rächen, in seinen Schläfen
meldete sich ein bösen Schmerz, seine Augen-
lider schienen von Blei zu sein. Er zog die Uhr.
Es ist 20 Minuten nach 10 Uhr. Da konnte er gut
noch eine Stunde schlafen, denn vor 12 Uhr durfte
er sich nach einem Volle beiden Damen doch nicht
melden lassen. Also rath sich Haus.

(Fortsetzung folgt).

Etwas über den Gruf und den Kuh.

Von Elsa Graßow.

(Nachdruck verboten.)

Es mag vielleicht wunderbar erscheinen, wenn
ich es unternehme, im Nachfolgenden etwas über
den „Gruf und Kuh“ zu schreiben; weiß doch jedes
Kind, was ein Gruf und Kuh ist und begreifen will.
Denn auch die fremden Kinder und Lehrer
bilden, ihre Aufmerksamkeit hierher seinen Be-
achtung zugewenden, da sie vielleicht doch diesem
oder jenem etwas von Interesse sein dürfte.

Daß der Gruf das andauerndste Zeichen ist,
durch welches man anderen beim Zusammenreffen
oder Wiedersehen seine Achtung, Ergebenheit
und Freundschaft zu erkennen gibt, braucht eigent-
lich nicht erst bewiesen zu werden. Bei allen Völ-
kern der Erde, so selbst bei den ungebildeten,
findet sich der Gruf als eine notwendige aus dem
Gefühl hervorgehende Sitte. Der natürlichste An-
laß eines Grufes kann daher eigentlich nichts an-
ders als die Begegnung der Freunde über das
Wiedersehen und Wohlsein eines anderen oder
der Ausdruck irgend eines Glückwunsches für ihn
sein; aber die Verhältnisse und die Anordnung
der Menschen haben bei den vielen anderen, so
auch hier einen Unterschied herbeigeführt und der
Begriff des Grufes selbst nicht allein bei ver-
schiedenen Völkern, sondern sogar bei ein und
denselben Volk verschieden gestaltet, je nachdem
Personen gleichen oder ungleichen Ranges einander be-
grißen. Leider ist aber auch überall die übliche
Grufweise meist zu sehr mechanisch geworden,
daß sie nur noch mechanisch verrichtet wird, ohne
daß man über den Sinn derselben weiter nach-
denkt. Dennoch behält ein Forscher, der in dieser
Beziehung höchst interessante Studien und Beobach-
tungen bei den verschiedensten Völkern gemacht
hat und dessen Werk mir theilweise als Quelle mei-
ner Betrachtung diente, recht, wenn er behauptet,
daß jedes Volk in der ihm eigenthümlichen Begrü-
ßungsweise seinen Nationalcharakter abspiegelt
wobei allerdings mehr auf die dabei übliche Be-
denklichkeit als die Periode des Grufes selbst zu
achten ist. So hatten die alten Griechen schon ihr
„Schalom lech!“ d. h. „Friede sei mit dir!“
welchen Gruf der griechischen Völker noch heute
darbringt. Der lebenslustige Grieche begrüßte mit
dem einfachen Worte: „Chaire!“ d. h. „Freue dich!“
während der ernste kriegerische Römer mit seinem
Wunsch: „Seid gesund und stark!“ den andern
grüßte oder auch wohl beim Begegnen mit einem
andern diesem sein „Ave!“ (Sei gegrüßt!), beim
Gehen „Vale!“ (Sei wohl!) rief. Unter den
nach europäischer Weise gebildeten Völkern hat
sich je länger je mehr eine gewisse Gleichförmig-
keit des Grufes gebildet, obwohl die Verschieden-
heit bei der Periode selbst noch immer eine sehr
große ist; denn jedes Volk zeigt hierbei eine andere
Ansiht. Namentlich allgemein ward seit dem 17. Jahr-
hundert das Entbilden des Hauptes der Männer
zum Zeichen des Grufes, das, wie allerdings alle

andere Völker, bereits im 16. Jahrhundert schon
bestanden. Im nördlichen Deutschland wendet man
sich irgend eine gute, glückliche Tageszeit oder gibt
sich als „unterthänigen, gehoramen Diener“ zu er-
kennen, während man im südlichen Teil gern ein-
drückt, mit dem herrlichen, einfachen „Gruß Gott!“
grüßt. In katholischen Ländern ist der von Papst
Benedikt 13. im Jahre 1728 anempfohlene Bundes-
gruß: „Geholt sei Jesus Christus!“ noch heute
üblich, der mit: „In Ewigkeit Amen!“ erweitert
wird. Der Vergarmen wieder läßt sich „Gut auf!“
erschaffen und der höhere Landmann wendet überall
sein herrliches „Gott grüß dich!“ an.

Unendliche Verschiedenheit herrscht aber, wie
schon erwähnt, bei der Periode selbst. Weiß
man, daß die am meisten gebräuchlichsten Arten,
den freundschaftliche Gruf und der niedere ge-
gen Höheren an verschiedenen Orten einander abzu-
lich, Händedruck, Umarmung, Kuß finden sich in
ersterer Hinsicht fast überall; Völkern und die
Bewohner der freundschaftlichen (Zongos), einer
zu Australen gehörenden (Zongos), drücken
außerdem noch die Kassen aneinander. Doch
ist man oft noch unangenehm. Während gebildete
Europäer vornehmlich beim Gruf das Haupt
entbilden und sich verneigen, freut man in der
Türkei beim Gruf die Hände auf der Brust und
beugt sich mit dem Kopfe; der Araber wieder rufft
dem ihm Begegnenden „Es-salam aleikum!“
(Friede sei mit euch!) zu und legt dabei die linke
Hand auf die Brust; der Persier entgegnet in
gleicher Stellung: „Wa-Aleikum es-salam!“
(Und auch euch sei Friede!). Außer dieser in der
religiösen Anschauung begründeten Begrüßungsform,
welche nur bei Mohammedanern angewendet wer-
den soll, findet auch die Tageszeiten begl. Be-
grüßungsformel gebräuchlich. (Vgl. Henne am Rn,
Kulturgeschichtliche Skizzen; 2. Aufl., Berlin 1880).
Der Ägypter legt ebenfalls die Hand auf die
Brust und der Jude an die Stirn; der Mesopotamier
faßt die Hand des anderen und küßt sie (der Ägypter
küßt bei der größten Artigkeit seine eigene
Hand). Mehrere Völkergrüße kneten sich beim
Gruf an den Fingern.

Je stabiler nun ein Volk ist, desto mehr Un-
terwerflichkeit trägt der Gruf gegen Vornehme
zur Schau. Der Orientaler wirft sich auf die Erde
und küßt dieselbe bis zu siebenmal, der Russe und
Pole kniet nieder und umfaßt und küßt die Knie
der Vornehmeren; der Westeuropäer entbietet
— wie schon gesagt — sein Haupt, macht eine Verbeugung
und küßt vielleicht die Hand. Von dem Kuß
selbst wird aber im Nachfolgenden noch kurz die
Rede sein. Betreffs des Grufes sei nur noch des
militärischen Grufes gedacht, der in allen europä-
ischen Völkern fast derselbe ist; er besteht für ge-
wöhnlich in einer Verbeugung der Kopfbedeckung
durch die Finger, ferner in dem Präsentieren des
Gewehres, der Senkung des Regens, der Salvo
auf, und zur See in der Senkung der Flagge. Als
feuern von Kanonenschüssen usw. Jedemfalls ist
das Grüßen eine lobliche Sitte und es wäre wohl
zu wünschen — namentlich können wir uns das
selbst sein lassen —, daß der Gruf besonders
Gleichgestellten gegenüber nicht so gleichgültig und
gebanlos gelassen würde, wie es leider nur allzu-
sehr an der Tagesordnung ist. Abgewandten sollen
wir uns den aus dem Französischen entnommenen
Gruf „à Dieu!“ (Adieu!), der zwar der Bedeu-
tung nach („Mit Gott!“) ein sehr schöner ist; wir
sollten lieber anstatt dieses Ausdrucks uns des
viel wohlklingenderen deutschen Grufes: „Mit
Gott!“ bedienen! Denn es ist wirklich nicht schön,
wenn man hören muß, wie das „Adieu!“ zu dem
gräßlichen Formen „herabgepumpt“ wird „à
bye, abich, abich abich usw.“

Wenden wir uns nach dieser Betrachtung über
den Gruf nunmehr noch in einer kurzen über den
wie wir gesehen haben, mit demselben im engsten
Zusammenhang stehenden Kuß auf. Der Kuß, das
Aufdrücken der Lippen auf irgendeinen Gegenstand
oder irgend eine Person ist ein Zeichen der Freunds-
chaft, Achtung und Liebe, zu welchem die Natur in
einem unwillkürlichen Verlangen den Menschen
gleichsam von selbst antreibt; denn instinktivig be-
gegnet schon das kleinste Kind beim Wohlgefallen an
irgendeinem Gegenstande durch Küßen desselben
zu allen Zeiten und unter allen Völkern hat der
Kuß für ein bedeutendes Symbol gegolten, um eine
engere Verbindung mit einem anderen Wesen an-
zugeben. Die Bande des Blutes, der Liebe und
Freundschaft suchen sich dadurch fester zu
knüpfen, und Abschiednehmen und Wiedersehen,
Dank und Bitte, Ehrerbietung und Demüthigkeit
finden im Kuße das Symbol der zu erkennenden
freundschaftlichen Gesinnung. Darum kommt auch unter
allen Völkern der Kuß bei einer ganzen Anzahl
von Gelegenheiten zur Anwendung, wobei es allerdings
sehr auf den gefühlten Teil des Körpers selbst an-
kommt. Werfen wir nur einen Blick auf die ver-
schiedensten Arten des Kußes. Der Kuß der Liebe
und Freundschaft ist der Kuß des Mundes, und
dieser wird daher überall als deren Zeichen und
Siegel unter Menschen gleichen Standes und Stres-
zens geübt, während der Kuß auf die Wange meist
denkter Art ist. Am die Ehrerbietung zu be-
weisen, wäht man für den Kuß die Hand und die
Finger, wobei die höhere oder geringere Verneigung
bezugnehm die innere oder äußere Seite derselben
küßt. Die Unterwürfigkeit küßt den Saum
des Kleides oder den Fuß.

Der Fußkuß ist ein im Oriente schon in früheren
Zeiten gewöhnliches Zeichen der Unterwürfigkeit und
Ehrerbietung; im Abendlande ist er erst von den spä-
teren römischen Kaiser eingeführt und von den
Papsten seit dem achten Jahrhundert gefordert, von
denen später Papst Gregor 7. (1073–1085) ganz be-
sonders streng auf die Forderung und Begehung

des Fußkußes bestand. Nach heutiger Lage wird diese
Ehrerbietung dem Papste erweisen, welcher bei
dieser Gelegenheit dem Papste ein Kuß auf beiden
Händen erweisen, geküßt wird. Völkern und
christlichen Völkern ist in neuer Zeit der Fußkuß
erloschen worden, dagegen müssen ihn alle Katholiken,
die beim Papste Zutritt finden, leisten. Eine andere
Art der Unterwürfigkeit besteht auch bei einigen
Völkern darin, daß man die Erde vor dem zu ehrnen
Gegenstand oder der zu ehrnen Person küßt.
(Siehe oben beim Gruf.) Der Ausdruck der Ver-
traulichkeit gibt sich kund, indem man auf die eigene
Hand küßt und der andern Person die Hüfte mit der
Hand küßt. Dies letztere wird namentlich bei uns
von ganz kleinen Kindern geübt. (Kußhändchen).

Die Freundschaft des freundschaftlichen Gegenstand
mit jedem jeder Art. Doch hat die Etikette auch in
dieser Hinsicht bei jedem Volke eine Menge Be-
sonderheiten eingeführt, so daß auch der Kuß häufig nur
gleich dem Gruf zu einem leeren Gebrauch geworden
ist. Zum Schluß sei noch allerlei bemerkt: zunächst,
daß im deutschen Mittelalter der Kuß auch zur Ver-
kräftigung eines Vertrages oder Verpächens ange-
wendet wurde, so daß z. B. der Verkauf des Lebens-
herrn bei der Lebensnahme eines Lebens küßte. Auf
diese Sitte ist vielleicht die Entstehung des deutschen
Erbrechts „mit Hand und Mund“ zurückzuführen.
Sodann sei noch daran erinnert, daß nach römischen
Rechte die Braut ein Geschenk ihres Bräutigams nach
seinem vor der Hochzeit erfolgten Tode zur Hälfte
zu behalten befugt war, wenn sie nachweislich einen
Voth von ihm erhalten hat, während im anderen
Falle die Ehefrau für unzulässig angesehen werden
konnte, während eine Verheirathung, die von selbst ihre
Kraft verlor, da zwischen Brautleuten wohl stets
die Liebe und Freundschaft, die man für einander
hegt, durch einen Kuß befestigt worden ist.

Mannigfaltiges.

— (Die Wellmannsche Nordpol-Ex-
pedition im Lufschiff). Herr Wellmann
ist bereits in Spitzbergen eingetroffen, um die letzten
Vorkehrungen für seine fähige Fahrt zu treffen. Am
Laure des Juni reisen auch die Mitglieder der Ex-
pedition dahin ab. Im Juli soll der Aufstieg er-
folgen. Die Vorbereitungen werden mit peinlicher
Sorgfalt und Umsicht ausgeführt, so daß nach mensch-
lichem Ermessen alles möglich für das Gelingen
des Unternehmens getan ist. Einen weiten Raum
nimmt dabei die Auswahl der nötigen Nahrungs-
mittel ein. Im Ganzen besteht die Wellmann mit
3000 Pfund Proviant. Davon kann die Besatzung des
Lufschiffes 10 Monate leben. Die Erfahrungen
der früheren Expeditionen werden natürlich aus-
giebig benützt. Neben Fleischkonserven werden
große Dosen Ackerzucker aufgenommen, weil
sie sich als sehr haltbar und ausgiebig erweisen
haben. Als festgelegte Nahrung und nebenbei viel
Eiweiß enthaltende Nahrung wird Schokolade in
großen Mengen angekauft, die ebenfalls in
Schokolade liegt. Für eine gewisse Lebensmittel-
erhaltung des Lufschiffes alle Materialien für
eine gemächliche Fahrt. 12 hübsche Hunde kom-
men die Rückfahrt auf Schlitten, sofern der Ballon
am Nordpol oder dessen Nähe verfangen sollte. Herr
Wellmann ist sich der Schwierigkeiten seiner Aufgabe
wohl bewußt, aber voll Hoffnung für das gute Ge-
lingen des großen Werks, auf das die Augen der
ganzen Welt gerichtet sind.

Lugano, 1. Juni. Im Interesse der
Sicherheit des Reiseverkehrs halte ich
mich für verpflichtet, folgenden Vorgang zur Ver-
öffentlichung mitzutheilen. Ich bewohne seit einiger
Zeit ein Zimmer des vierten Stocks eines der ersten
und neuesten Hotels in Lugano. Aus diesem Zimmer
Briefkasten am Papierkorb (1 französische Bannote
von 1000 und 9 Schweizerische Bannoten a 100
Frcs.) gefunden worden, und zwar kann der Dieb-
stahl nur bei Nacht und während meines Schlafes
vollzogen worden sein. Ich trage die Verantwortlich-
keit meiner Vertheilung und bin in der Veranlassung
derselben von peinlicher Sorgfalt; ich komme zu
seiner Zeit auch nicht für einen Augenblick aus
meiner Wohnung und nur nachts lege ich die Hände
nach den übrigen Gegenständen, die ich in den Taschen
bei mir führe, auf den in der Mitte meines
Schlafzimmers stehenden Tisch. Bemerkenswerth ist,
daß der übrige Wert meiner Briefkasten, darunter
ein Kreditbrief, unberührt blieb; nur die Geld-
scheine, die sich in zwei verschiedenen Taschen des
Portefeuilles befanden, hat der Dieb an sich genom-
men. Anzeige an die Polizei wurde sofort er-
stattet, die mich persönlich vernommen und die Ver-
haftung des Diebstahls beauftragt hat. Der Besitzer
des Hotels hat erklärt, daß er für seine sämtlichen Leute
einstreife und gegen diese hat sich die Untersuchung
nicht erstreckt. Ueber das Ergebnis der polizeilichen
Nachforschungen habe ich bisher keine Kenntnis er-
halten. Ich vertheile selbstredend gegenwärtigsmäßig
durch Andreassen des Schiffsmeins mein Schlaf-
zimmer; aber der hiesige Polizeibeamte versichert
mir, daß die Geldscheine über dieses Hindernis leicht
hinterkommen, da sie ein Werkzeug besitzen, um
geräuschlos den Schlüssel von außen zu öffnen be-
zogen, daß der Schlüssel aufgehoben ist. Ich bin na-
türlich überzeugt, daß mein Geld unwiderrbringlich
verloren ist. Aber ich meine, daß der Fall danach
angeht, zu verlangen, daß die Reisenden gegen
solche Missethäter in den Gasthöfen besser als bisher
geschützt werden. Das Mittel ist ein sehr einfaches.
Es muß von jedem Hotelbesitzer verlangt werden,
daß jedes Zimmer sowohl an den Ausgangstüren
nach dem Flure, als an den Türen zu den Nachbar-
zimmern mit festen sicheren Riegeln versehen wird.
Damit wird dem Diebstahl, dieser gefährlichen
Sorte, das Handwerk gelegt werden. Man hat mir

schon gesagt, daß ich bei Ausführung des Dieb-
stahls nicht aufgegeben bin, da mir dann möglicher-
weise Schimmerer hätte begegnen können. Doch ist
dieser Kuß kaum ein Ausreißer; ich glaube
aber, daß ich an dem Diebstahl und seinen Folgen
Kollegen keine bessere Rache nehmen kann, als daß
ich durch diese Thaten dazu beitrage, ihnen derartiges
verbrecherisches Tun für die Folge möglichst zu
erschweren oder unmöglich zu machen. Ich bin so-
gar der Ansicht, daß die Bekümmerte sich mit diesem
Falle befassen und erwägen sollte, ob es nicht ange-
zeigt ist, daß allgemeine Anordnungen eventuell
gesetzliche Vorschriften die Hotelbesitzer zur Anbrin-
gung derartiger Sicherheitsmaßnahmen zu zwin-
gen. Die Frage der Regerepflicht der Wirtse lasse
ich hier unberührt.

— (Frauenschnelligkeit im Postamt.)
Sind Sie einmal auf dem St. Petersburger Haupt-
postamt gewesen? — fragt die Sotowa ihre Leser.
Wenn es der Fall ist, werden Sie ohne Zweifel
bemerk haben, daß die meisten dort angestellten
Damen sehr hübsch sind — es ist kein Postamt, son-
dern ein Blumengarten, muß man unwillkürlich an-
rufen. Dieser waren wir stets der Meinung, daß
es sich um einen freilich sehr glücklichen Zufall han-
delte; warum sollten denn auch die im Postamt dien-
enden Damen nicht hübsch sein, gibt es doch er-
fahrungsgemäß hübsche Damen sehr viel auf der Welt.
Aber so einfach und natürlich liegen denn doch die
Dinge nicht, und die Konzentration der Schönheit
geht auf dem Postamt in ganz systematischer Weise
vor sich.

Kürzlich veröffentlichte ein Fräulein Petrowa
einen Brief, der das Dienen von so vielen Schön-
heiten auf dem Postamt mit einem Schlage verknüpft
erscheinen läßt. Zwei Freunde dieser Dame
schreiben schriftlich um eine Aufklärung aus dem Haupt-
postamt nachgefragt. Nach längerer Zeit erhielten
sie ihre Beantwortung mit dem Bemerken, daß das Post-
amt nicht vorhanden und in absehbarer Zeit auch
nicht zu erwarten sind. Als Fräulein Petrowa die
retourirten Belege zu Gesicht bekam, fiel ihr eine
mit Bleistift gemachte Randbemerkung auf. Freilich
hatte jemand bemerkt, die Bemerkung mit einem
Wegzuredern, aber der Versuch war so ungeschickt
ausgeführt, daß man sich nicht wundern sollte, wenn
man, ohne große Schwierigkeit entziffern werden
konnte. Und Fräulein Petrowa los: Dreißig Jahre
alt, unheimlich klein, schlaff. Durch diese Charak-
teristika höchlich verwundert, wollte sich Fräulein Pe-
trowa davon überzeugen, ob ihre andere Freundin
in dieser Weise charakterisiert worden ist. Und siehe
da, das Altes fehlte auch auf jenen Belegen nicht.
In einer Ecke standen, kaum lesbar, die Worte:
„Alt, häßlich und von hohem Range.“

„Zeit einiger Zeit“, fährt das russische Blatt fort,
„lassen sich in der Tat im Postamt hübsche Be-
strebungen wahrnehmen. Diese haben freilich in
seiner Weise zur Befestigung der posthischen Wis-
senschaft geführt und äußern sich vorläufig in dem Ver-
langen nach hübschen und jungen Angestellten. Ge-
gemäßig handelt es sich freilich nur um Damen,
aber bald kommen auch die Männer an den Post-
amt, weil doch eine gewisse künstlerische Harmonie
erzielt werden muß, dann wird das Post- und Te-
legraphenpostamt das vollständigste werden.“

— (Erinnerungen eines Leidgar-
biken an Abraham Lincoln.) In der
amerikanischen Zeitschrift Harpers Monthly erzählt
William S. Croft von seinen persönlichen Erin-
nerungen an den Präsidenten Abraham Lincoln.
Lange Jahre hat Croft in der Nähe Lincolns
gelebt, war dessen Leibgarde und hat als sol-
cher die besten Gelegenheiten gehabt, alle jene Cha-
rakterzüge kennen zu lernen, die dem Präsidenten
eigen waren. Er war ein Mann im besten Sinne
der Wortes immer überflüssig. Da konnte man alle Arten
Leute sehen, Krieger, die ihre Männer von der Ar-
mee entlassen sehen wollten, verwundete Soldaten,
die kamen, um Unterbringung zu erbitten, ehrgeizige,
junge Männer, die nach Rempfen verlangten, selbst-
ernannte Berater, die sich Gehör zu verschaffen
wünschten. Unter all diesen waren die Ausgewählten,
die ehrgeizigen Herren, die auf eine hohe Stellung
aspirierten, die unangenehmsten, die hartnäckigsten
die unangenehmsten. Lincoln hatte für diese Herren
nicht allzu viel übrig, wenigstens er ließ ruhig über
und ihnen gelassen ausreden. Er erzählt nun
von einem seiner Freunde, der eigens nach Remp-
port herüberkam, um den Präsidenten einmal zu sehen.
Der Besucher kam sehr früh ins Weiße Haus und
mühte in dem Gemache neben Lincolns Arbeits-
zimmer eine Weile warten. Dann erschien der Prä-
sident. Whipple erhob sich.

„Ist das nicht Mr. Lincoln?“

„Ja, wohl, mein Herr. Sie haben kein Amt,
das ich annehmen würde.“

Lincoln schlug ihm verneinend auf die Schulter.
„Ist's möglich? Kommen Sie nur in mein Ar-
beitszimmer! Ich muß Sie betrachten. Es ist eine
Sonderheit, einen Mann zu finden, der keine An-
stellung will, man kann leichter den Rotomac aus-
trodden, als sie alle befriedigen.“

Im Arbeitszimmer unterhielten sich die zwei
einige Minuten. „Einige Tage später“, erzählt
Croft, „war ich zufällig bei Lincoln im Arbeits-
zimmer, als ein angegebener Senator den Präsi-
denten besuchte. Auf dem Tische des Präsidenten lag
der Besucher eine kleine Federkugel. Der Senator
fragte, was sie bedeute. Lincoln blieb sehr ruhig.
„Es ist das Porträt des Mannes, der keine An-
stellung von mir verlangte.“

Bezeichnend für die ruhige Art Lincolns, die
Dinge zu betrachten, ist eine amerikanische Epie-
de, die sich zwischen ihm und seinem Sekretär
Stanton abspielte. Stanton war ein energischer,
leicht erregter Mensch, dem Präsidenten in Liebe er-
geben, aber Selbstbeherrschung war nicht gerade
eine seiner Tugenden. Wenn er auf den Präsidenten
ausging, aber der Präsident lachte und ließ den Erreg-
ten ausreden, bis er sich beruhigt hatte. Stanton
wollte aber, daß die meisten der großen Männer, die
in der Geschichte der Nation eine Rolle spielten,
wenn sie in der Gegenwart lebten, so wie sie in
der Vergangenheit lebten, so wie sie in der Zukunft
leben werden. Stanton war ein energischer,
leicht erregter Mensch, dem Präsidenten in Liebe er-
geben, aber Selbstbeherrschung war nicht gerade
eine seiner Tugenden.

geben, aber Selbstbeherrschung war nicht gerade
eine seiner Tugenden. Wenn er auf den Präsidenten
ausging, aber der Präsident lachte und ließ den Erreg-
ten ausreden, bis er sich beruhigt hatte. Stanton
wollte aber, daß die meisten der großen Männer, die
in der Geschichte der Nation eine Rolle spielten,
wenn sie in der Gegenwart lebten, so wie sie in
der Vergangenheit lebten, so wie sie in der Zukunft
leben werden. Stanton war ein energischer,
leicht erregter Mensch, dem Präsidenten in Liebe er-
geben, aber Selbstbeherrschung war nicht gerade
eine seiner Tugenden.

„Ich möchte ihm das gern einmal sagen, was ich
von ihm denke.“

„Warum tun Sie es denn nicht?“ erwiderte
ihn Lincoln. „Schreiben Sie alles auf, tun Sie es!“
Stanton ging fort und schrieb einen langen
Brief. Als er fertig war, las er dem Präsidenten
sein Elaborat vor. Lincoln hörte ihn mit gewohnter
Ruhe an.

„Sehr schön! Ausgezeichnet!“ meinte er. „Und
nun, Stanton, was werden Sie damit anfangen?“

„Was ich damit anfangen werde? Fortschicken
natürlich!“

„Ich würde es nicht tun“, meinte Lincoln ge-
lassen. „Werfen Sie es in den großen Papierkorb!“

„Aber ich habe zwei Tage lang gebraucht, um
den Brief zu schreiben.“

„Ja, ja, und das hat Ihnen auch sehr gut getan.
Sie fühlen sich schon viel besser. Das ist das einzige
Wichtige. Werfen Sie es in den Papierkorb, werfen
Sie es ruhig in den Papierkorb!“

Stanton war anfangs nicht für diesen ruh-
losen Abschlus seines Schreibens; aber Lincolns
trotzende Argumentation war unwiderstehlich, und
Stantons schmerzvoller Brief flog schließlich doch
„ruhig in den Papierkorb“.

— (Die Bewegungssprache des
Schaupielers). In der Zeitung der Deut-
schen Bühnen-Gesellschaft veröffentlicht Karl
Kogit einen Aufsatz über die Ausbildung des Schau-
pielers, dem wir folgende, auch in ihrer allzu
schönen Zuspitzung beachtenswerte Ausführungen ent-
nehmen: „Was versteht der Schauspieler unter Aus-
bildung? Bei der Ausbildung, selbst seitens der besten,
ist man erpönt auf die Einseitigkeit, Rollenaus-
sage, Sprachtechnik, das sind meistens die gut
vererbten Fähigkeiten des Züngers der Schau-
spieler, der seine Laufbahn antritt. Das übrige
soll die „Moutine“ nach. Der Schauspieler gehört
in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in tragischen Rollen glückseliger Erfolge erzielt, so be-
trachtet er jetzt eine gewisse Sicherheit und Gewandtheit
auf der Bühne, vielleicht sogar formale Schönheit
und wird damit alt und grau. Die eigentlichen be-
stehen und kulturbedingten Ausdrucksmittel des
Darstellers bleiben selbst den besten Schauspielern
zeitlich fremd. Das geprüfte Wort steht für
die Bühne in letzter Linie. Der Schauspieler
gehört in der Regel dazu, bis der Akte für ein ernst
zu nehmendes Theater reif ist. Hat er vorher mit
tousend unvorhergesehenen Schwierigkeiten zu
kämpfen, trotz dessen, ethischen Bemühens oft genug
in trag

Die „Köln. Ztg.“ über die
Affäre Eulenburg—Moltke—
Harden.

London, 2. Juni.

Holl der Herrscher erkennen konnte, denn
liberalität die offene und freie Welt, mit wel-
che ihm vorgestellten Dingen ansehe, und mit
sprach. Der Correspondent sagte, in dem, was
Kaiser ihm sagte, sei nichts von Bedeutung ge-
nos der Oeffentlichkeit übergeben werden müs-
sen eben freundliche Worte gewesen, er habe
England und die Engländer gekannt, er habe
vorgesehen, daß derartige Besuche nur dazu
führen könnten, die beiden Nationen sich
selbst besser kennen zu lernen und das müsse
auch Vorteil gereichen. Am Schluß seines I-
telgramms erwähnte auch dieser Correspondent
besonders darauf hin, daß es in Deutschland n-
den alltäglichen Dingen gehöre, daß der Kai-
mit Journalisten unterhalte, und wenn er in
Fall eine Ausnahme gemacht habe, so sei da
bedeutungsvolle Sache, es sei eine freundlich-
merksamkeit nicht nur den Journalisten selbst
über, sondern auch der englischen Presse im
ganzen britischen Nation gegenüber. Der
habe klar und deutlich gezeigt, daß er den J-
listen gegenüber gnädig und höflich war, nicht
weil sie Vertreter der Presse seien, sondern
aus England kamen.

[illegible]

gen, daß, hinsichtlich und unabhängig von jenem
wurde ein Gesetz über die Behandlung der Ge-
kranken und Geisteskranken vorbereitet wird,
gerade für dieses Gesetz könnte der Ausschuss über
werthvolle Arbeit liefern."

pfleifen in Fabriken, auf Eisenbahnen und gegen das Geläute auf Zügen, Straßenbahn-
Uhrtürmen und anderen Türmen, gegen die
scheidenartige musikalische Betätigung der Au-
ßenwelt, gegen öffentlich aufgestellte Phonographen

— (Ein reichendes Kleinbahnnetz) trug sich jüngst auf der durch verhängnisvolle Unfälle führenden Kleinbahnstraße Bremer-Mieteln zu. Der Rabe eines Bahnüberganges bei dem Dorf Sundwig hat der Zug eine nicht allzu bedeutende Steigung zu überwinden, die vom Lokomotivführer im Bewußtsein der geringen Strafe seiner Maschine in langsamem Tempo genommen zu werden pflegte. Diese Gelegenheit, sich etwas Bewegung und eine Maschine eine Erleichterung zu verschaffen, läßt der Zugführer nur selten ungenutzt vorbeiziehen; er neigt aus und geht eine Weile nebenher. Die letzten Rabe aber hatte er den Spaziergang etwas zu lang ausgedehnt, der Zug kam, nachdem die Höhe passiert, auf der zu Tal führenden Steigung zu Wollen, und eher der Herr Zugführer seine wichtige Person dem Train wieder einverleiben konnte, war der, nach der Rh.-B. Ztg., bereits auf dem Boden.

Nur in Apotheken erhältlich. $\frac{1}{2}$ Fl. 2.50 M., $\frac{1}{2}$ Fl. 1.50
Bestandteile: Syr. Fici Californ. (Speciali Modo California Fig Sy
Co. verat) 25. Extr. Senn. liquid. 20. Elix. Caryoph. comp. 5.

Sarg's Zahnpast, dessen Einführung dadurch war für eine immer allgemeiner und als unter Wohlbedingten und unsere Gesundheit nicht erkannnte sorgfältiger Pflege der Zähne und Erhaltung des Mundes, hat zugleich eine größere Nachahmungen hervorgerufen, die jedoch in Bezug auf die unübertroffenen Eigenschaften desselben Vergleich nicht ausfallen können. Die glückliche Bereinigung einer angenehmen und gründlichen Zahnpflege mit der zugleich vollständigsten Erhaltung des Mundes, welche durch Anwendung von Sarg's Zahnpast in einfacher und dequamer Weise erfolgt, hat diesem Zahnpastmittel seit seiner Einführung (1887) den Vorrang vor allen ähnlichen Präparaten gesichert und es daher wie dies zahlreiche Zeugnisse aus allen Kreisen und erste Auszeichnungen aus den größten Anstalten erweisen, Sarg's Zahnpast gleichzeitig die Billigste dieser Pflegen ist und infolge seiner praktischen Verpackung in den stets aromatisch erfrischend bleibt, erklärlich aus diesem Grunde seine allgemeine, steigende Verbreitung und Verwendung.

Berufs- und Betriebszählung.
Auf Grund des Reichsgesetzes vom 25. März
und nach Anordnung des Bundesrats findet

om 12. Juni d. 38.
eine Erhebung der Berufsverhältnisse der Be-
rue des deutschen Reichs, verbunden mit einer
hebung der landwirtschaftlichen und gewerb-
etriebe statt.
Die persönliche Ausführung des Zählungsge-
wird auch in diesem Jahre durch gemeinnüt-
sinnte Bürger und Kommunalbeamte als
bewirkt.

Bis zum 11. Juni mittags werden den San-
tungsbeiräten, sowie den Einzelgehenden, in
eine besondere Wohnung inne haben, die Zähl-
sowie die etwa erforderlichen Gewerbezogenen
Landwirtschaftsarten aufgestellt werden, welche
Wahlgabe der Anleitung gewissenhaft auszu-
und vom 12. Juni mittags ab dem mit der Ab-
und sofortigen Prüfung beauftragten Zähler

Wir richten an die Bewohner Dortmunds
Heiweisung auf den wichtigen Zweck die dritte
Bitte, der genauen und vollständigen Ausfüllung
ihnen aufgestellten Formulare die größte Wichtigkeit
anzuwenden, auch den mit Ausübung des Gewerbes
beauftragten Herren Zählern jede Unterstützung
zu erteilen, deren dieselben zur Erfüllung des
Auftrages bedürfen. Zu diesem Behufe wollen wir

Zählern die Eigenschaft öffentlicher Beamten
Wie die gesamte Bürgerschaft die Zahlung in
früheren Zahlungen durch freundliches Ent-
kommen wesentlich erleichtert hat, so dürfen wir
vielleicht auf gleiche Willfährigkeit rechnen.
Wer die an ihn gerichteten Fragen wahr-
heitsgetreu beantwortet oder diejenigen
gaben zu machen sich weigert, welche ihm na-
chzufolgende Bezeugungen werden zur

oben bezeichneten Reichsgesetze und den zur Ausführung derselben erlassenen und bekannt gemachten Vorschriften obliegen, wird mit Geldstrafe von 30 Mark bestraft.

(Paragr. 5 des Reichsgesetzes vom 23. März 1907.)

Dortmund, den 31. Mai 1907.

Der Magistrat: **Gieshoff.**

Berlin, 2. Juni. Bei der Weerdigung
eröffneten sich gestern nachmittags in der Kapelle
allen Zutrittsberechtigten inbetracht der Kaskaden-
schreier in Berlin. Während der Pfarre die Trau-
rede hielt, brach E. plötzlich zusammen. Ein
berufener Arzt konnte nur den infolge De-
chlores eingetretenen Tod feststellen. Es hatte
sich irrtümlich erst nach dem Zutrittschloß am Rir-
denbrunnen Weg gegeben und hatte dann, um nicht
zu spät zur Weerdigung seiner Schmelzer zu erhei-
nen, den größten Teil des Weges in vollem Lauf
zurückgelegt. Anscheinend ist hierdurch der Herz-
schlag herabgeführt worden.

— (Der deutsche Kaufmann und die Politik.) In der „Frankf. Zig.“ war eine Fabel von Karl Güttinger wiedergegeben, in der von einem

ten Bögen, gegen die Häuden von Dancen, gegen das Ausrufen von Straßenverküpfen. Die americanische Gesellschaft hat schon Erfolge zu verzeichnen gehabt, indem zunächst eine große Driftkisten den Veriuch gemacht ohne ihre Demphensien auszulommen, was sich durchaus möglich erwiesen hat. Im allgemeinen kann man sagen, daß ungewissenheit ein großer wahrscheintlich der überwiegende Teil des bösen Einflusses und ein Verleher erzeugten Barmwiederen werden könnte. Mit der Verhoffst in Zeit unbestimmt, so kann die Schöpfung weil Wahrheit endlich aber ist es, daß sie nur eine gebende Erscheinung ist, die sehr wohl durch selbigen und ungewissenheit Verlebrungen der Sieder in einen Zustand fristiger Gefuntheit wandeln können. Dazu gehört aber ein Rückstuf darauf, daß die Verren nicht dauern einen ungewissenheit Barm in Aufruf gefe

Milchzucker
garantirt rein, in
1/2 Pfund a 2 Mk. 1.— einheitsl.
und versandt 19577

Heinr. Köhler
am Markt.

Technische Leucht: Die Schlinge aus! Zu diesem Zwecke
 setze ich mich auf den Boden, im nächsten Augen-
 blick legt mir eine kleine ne-san an Füßen, um mir
 die Schlinge anzulegen.
 Nicht ohne es in die gute Tiefe, wo ich mich

Ich mußte meinen kleinen Untersuchungsriß über alles Auskunft geben. Schließlich wollte ich auch wissen, ob ich verheiratet wäre und wo Frauen ich hätte? Endlich kam die Erlösung. Der Besucher, und so hießten meine Qualgeister, das nicht. Immer.

klein-Mura, Häschen und Apfelblüte begleitet
mich bis zu der ersten der hundert Stufen und
sahen beim Abschied so drollig-komische Gesich-
auf, daß ich unwillkürlich an das lustige Trio an
dem „Mikado“ Dum Dum, Peep Woh und Pitti S
denken mußte.

leien auf jeden im Verlage von A. H. Mader's
folger Godeben u. Schmecken in Wien erschie-
nener Büchlein: „Die Commertziellen, Aueten und Ge-
bäude des Saerlands“, im Verlage des
italienischen des Saerlands, Gebirgs-
aus, herausgegeben von A. H. Mader, aufmerk-
sam. Das Buch enthält alle Commertziellen, Aueten
des, welche sich zum Saerlande als Commertzien-
eigenen; in langem Form ist alles Wissens-
über Preise für Logis und Verpflegung bei
jedem ad- in Inngem Aufenthalt, Aufnahme
Kinder, Gemählung für solche, Post- und
sonstige Geschäftsreise u. s. w. angegeben. Das Buch,
Seiten fast, mit Illustrationen, kostet 80 Kr.
Es in allen Buchhandlungen zu haben.

nur an das, was sie leidet. Ein armes Ding n.
Du sie! Nun, so lauf ihr doch noch, tröste es
das arme Ding, das sich nicht entblödet hat, mi

Da brachte ein Laufburche, der sehr erhist und
lich schuldbeuht ausah, einen Strauß für
lein Meribies, den von der „Gräbigen“ mit
„Rachen Sie damit, was Sie wollen, Betty“.

Erst als eine körperliche Schwäche ihn plötz-
lich taumeln ließ, erinnerte er sich, daß er noch
gut wie nüchtern war und unbedingt etwas genie-
ßen mußte, sollte er sich aufrecht erhalten. Er ging
selben Weg wieder zurück. Die schmutzigen, übel

.....

Wenden Straßen betrafen, ihm jetzt physische Hebelkeit. Immer trat er in das erste Reizhaus, das ihm vertraut war, er sah sich nicht getraut. Es war ein gemütliches, lauberes Lokal mit einigen wenigen Besuchern, die dem beizüglichen Bürgerstand angehörten und ihrer Lebensfülle wegen der schädlichen Wirkstoffe durch einen Stuhl auswichen. Der durch die Uniform zu fieberhafter Eile angeordnete kleiner bediente ihn gut und geräuschlos. Die Stühle tat seinen erregten Nerven wohl. Das schmerzhaft zubereitete Essen verzehrte er mit wütendem Hunger. Dann bestellte er sich noch ein Glas „Mendener“ und griff nach den Zeitungen, die der Kellner dienstwillig gebracht hatte. Er las oberflächlich mit häufig abwechselnden Gedanken, bis ihn in einer gepörrt gedruckten Depesche der Name Merdies schellte.

„Großes Grubenunglück in Oberhessen. In der Alcephasgrube durch Explosion starker Gase ein Bergbauarbeiter, zwei Steiger und fünf Bergleute getötet, ein höherer Bergbeamter, der zur Untersuchung eingeschoben war, und mehrere andere Bergleute mehr oder weniger schwer verletzt. Die Leichen sind noch nicht geborgen.“

Der Bergbauarbeiter hieß Franz Merdies. Ihr Bruder!

Ein Erschauern rann ihm über den Körper. Sie hatte getötet, während der Bruder im tiefen Schat der Erde einen schrecklichen Vergammelsod erlitt. Die furchtbare erschütternde mochte das auf ihr junges Gemüt gewirkt haben. Das zärtliche Beschützergefühl für sie rang sich gewaltsam in ihm empor. In seinen Zorn wühlte sich die Weichheit mitleidenden Schmerzes. Wie mochte dem sonnigen glückseligen Geschöpf, das ihm gestern jubelnd am Dais gegangen, heute zu Mute sein, da diese unerwartete Trauerbotschaft sie aus dem erborgten Glanz ihres heiligen Lebens so plötzlich in die Armlosigkeit ihrer Erziehung zurückgeworfen?

Auf einmal kam ihm, da er zu ruhigerer Heberlegung gekommen war, ein Gedanke, eine Hoffnung. Das es nicht sehr nahe, daß sie bei ihrer Abreise ein paar aufstrebende Worte für ihn zurückgelassen hätte? — Sie hatten sich doch gegenseitig verlobt in dieser Nacht und wollte sie die Trauung ihm gegenüber fortzuführen, so würde sie das Ereignis des Todes doch nicht stillschweigend aus der Welt schaffen.

Es rief ihn förmlich empor. Er zählte und ging. Eine fieberhafte Anstrengung befühlte seine Schritte. In seinem Herzen pochte es wie schüttertes, gegen das Doffen, daß alles Gehörte nur ein Mißverständnis gewesen sei, daß Eule ihm geschrieben haben und alles sich auflären würde.

(Fortsetzung folgt).

Die fromme Lüge.

Stimme von Adolf Starb.

(Nachdruck verboten.)

Ernüdet sich der junge Schmittler die Sinne für einen Moment, fuhr sich mit den Händen über die Stirne, auf der die dicke Schweißperle stand, und grüßte die beiden Vorübergehenden mit einem Laut: „Gefahrt sei Jesus Christus.“

„In Ewigkeit, Amen“, entgegnete der Pfarrer. Und stehen bleibend, wodurch sein Begleiter, der junge Kaplan, der erst vor wenigen Wochen das Seminar verlassen hatte und hierhergeschickt worden war, ebenfalls zum Stehenbleiben gezwungen wurde, fuhr er fort: „Nun, wie geht's, Mathias?“

Der Gefragte runzelte die Stirn. „Ich tue was ich kann, Hochwürden, und der liebe Herrgott meint es heuer auch nicht schlecht mit uns. Das Getreide steht gut und die Wägen und Kartoffeln versprechen keine schlechte Ernte. Aber was nützt das alles. Wenn man so einen Vater hat wie ich! Da plagt man sich und es ist alles umsonst.“

Er zögerte einen Augenblick und fuhr dann flodend fort: „Ich wollte sich vorigen Sonntag zu Ihnen gehen, Herr Pfarrer. Es ist nur — — — hier kommt ich auf seinen grünen Zweig, das ist klar, und da dachte ich, wenn ich vielleicht nach Amerika auswandern täte — — —“

„Und Euer Vater?“

„Der kann gerade so mit einem Knecht weiter arbeiten. Fertigt wird er ja ohnehin, ob mit meiner Arbeit ein Jahr später oder ohne sie ein Jahr früher, darauf kommt es nicht an.“

Der Pfarrer nickte nachdenklich. „Ich kann Euch nicht Unrecht geben, Mathias. Ihr seid jung und fleißig und brav und habt ein Recht auf Leben. Ich table Euch nicht, weil Ihr es nicht verpfehlen lassen wollt eines unverschämten alten Mannes wegen.“

Der junge Kaplan trat einen Schritt näher. Seine Hand auf den Arm des Pfarrers legend, sagte er höflich: „Es ist kein Vater, Hochwürden.“

„Wir sprechen noch darüber, Mathias. Kommt nächsten Sonntag nach der Kirche zu mir.“

Dann schritt der Pfarrer mit seinem Begleiter weiter auf der sonnenbeglänzten Landstraße. Als sie außer Hörweite waren, begann er: „Sie sind mit mir nicht recht zufrieden, junger Freund, weil ich dem Manne nicht widerproben habe, als er bittere Worte gegen seinen Vater fand, weil ich sogar dem selben Menschen angeborene Recht auf Glück jenem Gebote voransetzte, das lautet: Ehre Vater und Mutter. Ihrer Schwelgerei. Sie entschuldigen schon das Wort, will das nicht recht eingehen. Und wahrscheinlich, ja sogar sicher, werden Sie mein Handeln auch dann nicht für richtig anerkennen, wenn ich Ihnen sage, daß der Vater dieser jungen Mannes ein Spieler und Züchter ist, der das im Wirtshaus verprakt, was der Fleiß des Sohnes aus der immer kleiner werdenden Wirtshaft herauspreist.“

„Und wenn auch“, entgegnete der junge Pfarrer. „Alle Menschen mögen das Recht haben, aber ihn den Stuhl zu brechen, nur sein Sohn nicht. Der muß in seinen Eltern etwas heiliges sehen, muß blind sein für ihre Schwächen, muß ihre guten Seiten ans Licht ziehen. Dann handelt er schon und recht, nach göttlichem Gesetz und menschlichem Empfinden. Das ist ja meine Ansicht.“

„Sehr ideal gedacht, mein Lieber, und sehr schön in der Theorie. Aber die Praxis des Lebens richtet sich leider nicht nach Geboten und Moralprediken. Als ich so jung war wie Sie, dachte ich gerade, aber 50 Jahre eines, ich kann wohl sagen, arbeitsamen Lebens, haben mir anderes gelehrt.“

Wie sagten Sie vorher? Göttliches Gesetz und menschliches Empfinden vereinen sich im vierten Gebote! Zugestanden; und doch habe ich einst dadurch, daß ich mich bemühte, erfolgreich bemühte, einem jungen Herzen göttliche Gebote einzupflanzen, ein großes Unheil angerichtet, das mir der Herr verzeihen möge, weil es nicht wissentlich geschah. Ich will Ihnen die Geschichte erzählen. An nichts lernt die Jugend besser als an den Erfahrungen des Alters. Kommen Sie, sehen wir uns hier auf diese Bank. Es ist schattig hier und ruhig und die Kreuze des Friedhofes leuchten bis herüber, wie wohnende Zeichen. Hier will ich Ihnen die Geschichte der armen Margarete erzählen.

Es ist schon lange her, daß ich sie zum erstenmal sah, so an 45 Jahre. Es war an dem Tag, wo ich als blutjunger Pfarrer, den Kopf voll Weltverbesserungsplänen und des Herz voll Eifer und glühender Menschlichkeit hier einzog. Damals stand das 12-jährige Mädchen an der Spitze der Schulfrauen, sagte zitternd vor Aufregung ihr Begrüßungsgrüßlein her und überreichte mir einen Blumenstrauß. Er hängt heute noch hinter Glas und Rahmen in meinem Studierzimmer.

Ich interessierte mich selbstverständlich für alle meine Pfarrkinder, groß und klein, aber der blonden Margarete wandte ich mein besonderes Augenmerk zu, nicht nur deshalb, weil sie als erste mich in meinem Versteck begrüßt hatte, sondern weil sie so ganz anders war als die anderen. Sie glückte gar nicht den robusten Dorfkindern, sie mit ihren feinen goldenen Haaren, ihrem zartgezeichneten Gesicht, den kleinen Dändchen und Füßchen, den tiefblauen, sinnenden Augen. Fein war sie und zart, wie eine Mädchenprinzessin, und nicht nur dem Neugierigen nach, sondern auch im Gemüte.

Das Mädel erklärte sich übrigens auf natürliche Weise. Grete war sein Vorkind; vielleicht floß wirklich fürchtliches Blut in ihren Adern; ich weiß es nicht, denn ihr Vater ist ewig unbekannt geblieben. Die Mutter aber war eine bekannte Schauspielerin in der Residenz.

Als achtjährigen Säugling hatte sie das Mädchen in unser Dorf bringen lassen, zu einer armen Bäuerin, die gerade ihr Kind verloren hatte und sich des Pflüglings eht mütterlich annahm, nicht nur des Notgeldes wegen. Die Jahre verstrichen, Margarete wuchs heran und wurde ihren Pflegeeltern immer lieber und lieber. Sie zitterten daher, sie einmal hergeben zu müssen. Und da die Schauspielerin, welche zwar stets pünktlich gezahlt, sich aber nicht um ihr Kind gekümmert hatte, damit einverstanden war, wurde beschloßen, Margarete in dem Wahn zu lassen, daß die braven Bauersleute ihre wahren Eltern seien.

So standen die Dinge, da ich als Pfarrer ins Dorf kam. Ich erfuhr davon und die Vereinbarung fand nicht meine Billigung, denn sie schien mir gegen göttliches Gesetz und menschliches Empfinden zu verstoßen. Wie darf man einer Mutter das Kind, einem Kinde die Mutter rauben, noch mehr? ihm die Kunde von ihrem Vorhandensein überhaupt verschweigen? Das schien mir ein Frevel.

Ich drang darauf, daß Margarete die Wahrheit erfahre. Vergebens wendeten die einfachen, aber lebensklugen Pflegeeltern ein, daß damit niemandem gedient sei, daß ja die Mutter selbst nichts vom Kinde wissen wolle. Ich ließ mich auf keine Debatte ein und beharrte auf meinem Willen. Sonntag nach der Predigt erwiderte Margarete nicht abend in meiner Wohnung, wo ich ihr, dem halb zur Jungfrau erstählten Kinde, in Ausdrücken, die ihrer Reife entsprachen, anwesend waren, die Wahrheit enthüllte.

Die erste Wirkung war eigentümlich. Sie erschrak, zitterte am ganzen Körper und eilte dann ohne Abschied aus dem Zimmer. Ihre Pflegeeltern erzählte mir, sie sei atemlos ins Haus gestürzt, habe sich ihr an den Hals geworfen, sie unter Tränen geküßt und immer wieder gesagt und dazwischen geschrien: „Es ist nicht wahr, es darf nicht wahr sein! Du bist meine Mutter, nur du, ich will keine andere!“

Die braven Leute fürchteten in den ersten Tagen, die Nachricht könnte die Gesundheit des Kindes erschüttern, so bleich und elend sah sie aus. Aber sie wurde nicht krank, nur still und nachdenklich und traurig, wie es gar nicht zu ihrem jugendlichen Alter paßte.

Endlich erfuhr ich es. Sie fühlte sich von dem Gedanken niedergedrückt, daß ihre Mutter sie nicht liebe, sich um sie nicht kümmere, von ihr nicht wissen wolle. Und wie ich bald erkannte, war es nicht so sehr der Mangel an Liebe, der ihr weh tat, denn über Vieles konnte sie sich nicht beklagen im Hause ihrer Pflegeeltern, als das Gefühl, nicht wieder lieben zu können, der leidlichen Mutter nichts mitteilen zu dürfen von dem reichen Liebes-Isch, den ihr kleines Herz barg.

Wie habe ich einen Fall erlebt, in welchem mir die hohe Bedeutung unseres Berufes, Seelenhirten zu sein, so klar war? Wußte ich, was ein Fall, wo ich eifriger und feurer bei der Sache war. Zu eifrig vielleicht. Heute weiß ich es, daß

ich zu weit gegangen bin und des Guten zu viel getan habe.

Das ist keine Phrasie, das müssen Sie wirklich nehmen. Das Gute zu viel. Das Klingt paradox, und ist doch wahr.

Ich gab mir Mühe, Gründe ausfindig zu machen, warum die Mutter des Kindes sich nicht angenommen und ich fand deren genug: Äußere Verhältnisse und dergleichen. Mit leuchtenden Augen lauschte mir das Kind, als ich ihr erzählte, wie viel leicht die wahre Mutter sich nach ihr sehnte, blutenden Herzens, wie sie die Hoffnung, daß sie ihr Kind nicht sehen, nicht sprechen dürfe, wie ein Mäthtrium empfinde, gleich dem schmerzlichen Kreuze, das wir alle tragen. Als ich gendete, küßte sie mir leuchtenden Auges die Hände. „Ich hatte das Gefühl, einem Kinde die Liebe zur Mutter wiedergeben, hatte das Gefühl etwas wirklich Gutes getan zu haben.“

Am Laufe der Zeit sprach ich noch oft mit Margarete. Allmählich wurde sie es, die erzählte, nicht ich, und ich merkte, daß sie sich eine Idealgestalt konstruiert hatte, eine Märtylerin, die alles Gutes und Schöne in sich vereinigte, und das war die unbekannte Mutter. Ich dachte damals, wie sie heute sagten: „Das Kind soll nach dem besten von seinen Eltern glauben, sie verläßt es sie nicht, umso besser.“

Jahre vergingen. Margarete verließ die Dorfschule und ging ihrem Wunsche gemäß ins Seminar ab, um sich zur Schreier auszubilden. Mit 16 Jahren machte sie ihr Examen, mit Auszeichnung. Sie schrieb es mir und ich ließ ihren Brief mit den Worten: „Jetzt habe ich es zu etwas gebracht in der Welt, jetzt habe ich auf eigenen Füßen, der ich die erste Schritte meines Lebens gekommen, ich darf zu meiner Mutter hinsetzen, darf ihr sagen: Hier ist deine Tochter, welche für dich lebt, für dich arbeiten will. Berichte alle Heßeln, folge mir, und wir wollen beide glücklich sein.“

Ich selbst war es auch an jenem Tage, wo ich den Brief empfing. Und 24 Stunden später kam die Nachricht, daß sich Margarete in den Fluß gestürzt hat. Direkt aus der Wohnung ihrer Mutter war sie fortgegangen, ins Wasser hinein.

Was ich zwischen den beiden Frauen abgepielt hat, weiß ich nicht. Es ist eigentlich auch gleichgültig. Denn klar ist, daß die erste Begegnung für die Tochter eine Enttäuschung brachte, die sie in den Tod trieb. Die Jugend erträgt es so schwer, ihre Ideale in den Schmutz getreten zu sehen. Ich aber schlag an meine Brust: mea culpa!

Die Geschichte meines „Sterbenden Achilles“.

Von Professor Ernst Hertel.

„Der sterbende Achilles“ gehört zu jener Serie meiner Skulpturen, deren Plan ich in den Anfängen meiner Laufbahn entwarf. Die Ideen zu diesen Jugendwerken entnahm ich hauptsächlich dem griechischen Epos. Teils wollten hierbei Einflüsse der Erziehung auf mich ein, teils war mir dieser Stoffkreis durch den Verkehr mit klassisch gebildeten Freunden sowie durch eigenes Studium der klassischen Dichter nahegelegt.

Selbstverständlich waren jedoch bei der Wahl der Stoffe für die einzelnen Darstellungen persönliche Seelenstimmen maßgebend. So erfolgte beim Entstehen des „Sterbenden Achilles“ wohl der erste Anstoß durch den Tod eines Studiengenossen, der 1870 als einer der ersten im Kriege gegen Frankreich fiel.

Es blieb zunächst bei einer kleinen Skizze, die jahrelang im Atelier stand. Dieser ursprünglichen Entwurf zeigt den Helden noch ganz in traditioneller Auffassung mit Schild, Speer, Sandalen und anderem Beiwerk; auch wandte Achilles den Blick der Wunde zu. Erst später, nachdem ich längere Zeit in Rom gelebt und die Kunstwerke der Alten mit freierem Blick zu betrachten gelernt hatte, nahm ich die Ausführung des Werkes im großen vor.

Es erfolgte dies etwa 1878 oder 1879. Besonders angeregt hatte mich zur Wiederaufnahme des Werkes das Scheitern meiner Jugendhoffnungen und die Beobachtung, wie so oft das Ideale in Kunst und Leben durch Widerstand und Hinterlist zu Falle gebracht wird. Bei der Ausführung nahm ich die Aenderung vor, die dem Werk sein jetziges Aussehen verliehen hat. Es war nun frei von allem Beiwerk und spezifisch Griechischen, als Ausdruck rein menschlicher Empfindung gehalten.

Im Jahre 1882 konnte ich das fertige Gipsmoß auf die Berliner Kunstausstellung schicken; ein Jahr darauf fandte ich es nach Wien zur Internationalen Ausstellung. Dort sah es Kaiserin Elisabeth, die sich für das Werk interessierte und mich nach Wien berief. Ich mußte der hohen Frau ausführlich berichten, wie ich auf den Gedanken zum „Sterbenden Achilles“ gekommen sei. Es schien, als ob bei der Kaiserin ähnliche Saiten erklangen.

Kaiserin Elisabeth bestellte darauf die Ausführung in Marmor. Ich wählte dafür eine Marmorart, die damals in Berlin noch wenig bekannt war, nämlich den für Werte größerer Dimensionen prächtig geeigneten, hartförmigen Vase (Tirolo) Marmor. Das eigenartige, sehr harte Material mußte ganz anders behandelt werden als der weiche und zartere Carrara-Marmor, so daß es nötig war, eine neue, eigene Technik auszubilden, was mir besondere Freude machte. Ich habe die Figur damals in langer, persönlicher Arbeit fertig gestellt. Später habe ich eine zweite Ausführung in genau derselben

Weise gemacht; sie ist 1886 für die Berliner Nationalerziehung erworben worden.

Auf Wunsch der Kaiserin Elisabeth stellte ich die fertige Marmorstatue in dem damals neu erbauten Jagdschloß Ring, hinter Schönbühnen im kaiserlichen Tiergarten gelegen, auf. Später, als das Schloß auf Abbruch auf Abrufen war, ließ die Kaiserin das Werk dorthin schaffen. Es wurde durch den Reiter der Anlagen, Baron Warsberg, auf einem der schönsten Punkte der Welt aufgestellt.

Der Interesse, das „Der sterbende Achilles“ bei Kaiserin Elisabeth erweckt hatte, verdankte ich auch weitere Aufträge seitens der hohen Frau. Sie berief mich von neuem nach Wien und besprach hier mit mir die Idee der weiteren künstlerischen Ausgestaltung des Schloßes Ring. Ich sollte für die Terrasse des Schloßes eine Kolossalstatue des Hermes schaffen. Da die Kaiserin sich nicht näher darüber ausgesprochen hatte, wie sie den Hermes aufgestellt zu haben wünsche, so stellte ich ihn als Wächter, mit dem Schwerte in der Hand, dar. Ich folgte hierin den Allen, die ihn oft als Angestorbener ausstießen. Diese Idee fand auch den Beifall der Kaiserin, so daß die Statue im Jahre 1888 zur Aufstellung gelangen konnte. Das kaiserliche Schloß erhielt seiner den Namen Villa Hermes.

Eines anderen Auftrages habe ich hier noch zu gedenken, der mit dem Schloß Achilles in Verbindung ist. Es ist wohl bekannt, daß die Kaiserin ihrem Lieblingskünstler seine in seiner Vaterstadt Düsseldorf ein Denkmal errichten wollte. Ich erhielt den Auftrag, Entwürfe für dieses Denkmal zu stellen. Als die damalige Stadtverwaltung von Düsseldorf das kostbare Geschenk der Kaiserin ablehnen zu müssen glaubte, fand die Herrscherin für das Marmorbild ihres Dichters einen Platz im Park des Schloßes Achilles. Einen meiner Entwürfe, einen Brunnen, den die Gestalt der Koretzen trug, liehen die Deutschen Americas für New York in Marmor ausführen.

Wiederholt ist es mir später noch vergnügt gewesen, Kaiserin Elisabeth zu sehen. Das letzte Mal, nicht lange vor ihrem Tode, fand ich sie in der signierter Stimmung. Sie sagte damals ein Wort, das mir für immer in der Erinnerung verbleibt:

„Natur und Kunst sind die einzigen Tröster des Menschen dem unbarmherzigen Schicksal gegenüber.“

Ob sie geahnt haben mag, daß ihr ein ähnliches Schicksal bevorstand wie Achilles, durch feige Mördertöchter zu enden?

(Das Bild vom „Sterbenden Achilles“ haben wir bereits in der gestrigen Nummer gebracht. D. M.)

Wie ich Predigerin wurde.

Von Rev. Gertrude Fehold.

Ich habe die Bibel immer liebgehabt. Als Kind hat sie mir eine Welt der Träume erschlossen und meiner Phantasie reiche Nahrung gegeben. Meine Mutter hat mit mir beten gelernt, und durch sie habe ich Gott als einen lieben Vater erkennen gelernt und den Herrn Jesus als meinen Bruder und geistigen Führer. Als ein kleines Mädchen habe ich religiöse Gedichte, und durch meine Mutter, die viel Trauriges im Leben erfahren hatte, lernte ich meine ganze Gefühlswelt auf das religiöse Gebiet zu konzentrieren. Später habe ich dann in der Schule Religionsstunden gehabt, und als ich älter wurde, habe ich ganze biblische Geschichten auswendig gelernt, und den Lutherischen Katechismus mit allen seinen Erklärungen und Beweisen konnte ich am Schluß des Herzens hergehen.

Mit 18 Jahren habe ich das höhere Lehrerinexamen gemacht, und damit war ich staatsrechtlich berechtigt, andere zu lehren. — Aber ich hatte kaum das Seminar verlassen, als es mir klar wurde, wie unzureichend meine Bildung gewesen war; und es erwiderte in mir der brennende Wunsch, sie zu vertiefen, ja sogar ganz von vorn wieder anzufangen. In Deutschland fing man damals gerade an, von dem Oberlehrerinnenexamen zu reden, aber mir erschien das von vornherein eine halbe Sacke. Auch hatte ich keine Lust, fünf Jahre darauf zu warten. Und so entschloß ich mich für und schnell, nach England zu gehen, das mir schon lange als das Land der Freiheit gewirkt hatte.

Dort verbandte ich die nächsten zwei Jahre, teils lehrend, mehr aber lernend, auf das Studium des Englischen, der alten Sprachen und Mathematik und machte darauf das Naturalisierexamen im hohen Norden Schottlands, an der Universität zu St. Andrews.

Dann fing ich an, Medizin zu studieren, und ich erinnere mich noch an, welches ungeheure Staunen und Entzücken meine ersten Einsätze in die Welt der Wissenschaft in mir bewirkten. Dennoch hatte ich das medizinische Studium nur ergriffen, weil es am nächsten auf der Hand lag; wirklich im Inneren bewegte mich ganz andere Dinge. Schon seit meiner Seminarzeit hatte ich angefangen zu zweifeln an der traditionellen Form des Christentums, wie es uns im Katechismus gelehrt war. Besonders aber war ich bereits zu der Überzeugung gelangt, daß viele der biblischen Geschichten unmöglich wirklich aufzufassen seien, wie es von uns noch auf dem Seminar verlangt worden war. Was war denn aber wahr an der Bibel? Was war wahr am Christentum? Was durfte man denn überhaupt noch glauben von den sogenannten Heilstaten, die uns so auf der Schule eingeimpft worden waren?

Solche Fragen hatten mich unabhängig beschäftigt. Ich hatte angefangen, theologische Bücher zu lesen, und ich war fest entschlossen, daß ich mir über die Sache Klarheit verschaffen wollte. Ja, endlich ent-

schloß ich mich, mich ganz dem Studium der Theologie zu widmen. Zu diesem Zweck aber mußte ich zunächst einen philosophischen Grad erlangen, und das mußte ich, würde drei bis vier Jahre in Anspruch nehmen, die Theologie selbst aber noch drei Jahre dazu.

Ich hatte mich also auf ganz lange Zeit einzurichten, und ich tat es mit jugendlichem Mut. Ob ich aber jemals das Ziel erreichen würde und aus der Theologie einen Lebensberuf machen könnte, das war für meine nächsten Freunde und für mich selbst in schlechtem Dunkel gehüllt. Im ganzen stimmte es mich aber wenig; denn das Studium selbst, das freie, kameradschaftliche Leben, die taufend Anregungen einer akademischen Laufbahn liehen mich kaum zu mehr materiellen Erwägungen kommen. Ich suchte ja nach Wahrheit und nach einem Lebensinhalt, und da schien es mir auf ein paar Jahre oder weniger nicht anzukommen.

Ich promovierte nach vierjährigem Studium auf der Universität zu Edinburgh als „Master of Arts“ und ging dann auf drei Jahre nach Oxford, wo ich mich ganz der Theologie widmete. Zu gleicher Zeit aber war auch der Entschluß in mir gereift, wenn irgend möglich, mein Studium praktisch zu verwerten, indem ich mich in den Dienst der Kirche stellte. Eine freie Kirche natürlich mußte es sein, denn einmal würde nur eine solche, das sagte ich mir, eine Frau als Geistliche anstellen; dann aber hatte mich mein theologisches Studium mehr denn je von der Unhaltbarkeit des Dogmengebäudes meiner Schulzeit überzeugt, und wie ich mich selbst zu einer ganz freien religiösen Anschauung durchdrungen hatte, so fühlte ich, konnte ich auch für eine ganz freien Basis meinen Beruf ausüben.

Solche Basis fand ich in der „Freien christlichen Kirche“ zu Leicester, einer jener unitarischen Körperschaften angehörenden Kirche, welche ihre Geistlichen sowie ihre Kirchenmitglieder allein auf die Anbetung Gottes und den Dienst der Menschheit im Geiste Jesu Christi verpflichtet. Ich hatte es hier also mit einer Kirchengemeinschaft zu tun, die kein Dogma, kein Glaubensbekenntnis, keine Konfession, keinen Oberkirchenrat, nicht besitzt, sondern allein durch das echte, innige Band religiöser Empfinden und christlichen Bestrebens zusammengehalten wird.

Hier in Deutschland kann man sich schwer einen Begriff machen von den englischen Freikirchen, gewohnt wie man daran ist, daß die Kirchen von Staats wegen unterhalten und die Geistlichen von Staats wegen kontrolliert werden. Und doch bin ich jetzt davon überzeugt, daß wir Deutsche auch einen ähnlichen Grund der Freiheit in unserem Kirchenwesen erlangen müssen, wenn die Religion wieder eine spontane, lebenspendende Macht unter uns werden soll.

Die freie christliche Kirche in Leicester ist eine hübsche, kleine Kirche, ähnlich der amerikanischen am Rollendorfsplatz. Sie ist mit einem Schulgebäude verbunden, in dem sonntäglich über 200 Kinder religiösen Unterricht erhalten. Die Gemeinde ist klein, aus ungefähr 150 zählenden Mitgliedern bestehend, obwohl viel mehr die Gottesdienste besuchen. Es ist eine ganz junge Gemeinde. Die Kirche steht höchstens 9 Jahre. Dennoch entfaltet sie eine rege Tätigkeit die ganze Woche hindurch. Da gibt es eine Bibelfunde, einen Diskussionsabend, einen geselligen Abend wie einen Abendgottesdienst für Frauen, der ganz von den Damen der Gemeinde geleitet wird. Dazu finden am Sonntag zwei Gottesdienste mit Predigt morgens und abends statt, auch ein Nachmittagsgottesdienst für Männer, in dem oft bekannte Politiker und Sozialreformer den Vortrag halten, ja, es der Würde wert erachtet, die zweijährige Reise von London zu dem Zweck zu machen. Die freie christliche Kirche in Leicester ist eben, wie auch die meisten anderen Freikirchen dabeist, von einem sehr freien sozial-politischen Geist durchweht. Allerdings sind da nicht alle Rabitate und Sozialisten, aber die Majorität ist es, denn Leicester ist die Stadt der Schuhfabriken, und der englische Schuhmacher steht von alters her in dem Ruf eines Denkers.

Tragt man mich nun aber, wie meine Gemeinde dazu kam, sich eine Frau zum Geistlichen zu wählen, so kann ich nur sagen, daß es sich alles auf ganz einfache, natürliche Weise machte. Der Gemeindevorstand hat sich eben dazu entschlossen und aus rein sachlichen Gründen.

Wenn eine Frau dieselben Qualifikationen hat wie der Mann, warum soll sie nicht dasselbe Amt bekleiden? sagte sich der nüchterne, vorurteilsfreie leicesterische Rabbinat. Dazu kommt, daß ja gerade die Frauen in England stark kirchlich interessiert sind und fast alle Rassenanten in der Kirche bekleiden dürfen; in meiner Kirche sitzen sogar zwei Frauen im Gemeindevorstand. Zudem weiß jeder, daß der englische Lebens aus eigener Anschauung kennt, mit welcher Hochachtung man überhaupt den Frauen begegnet sowohl im privaten wie im öffentlichen Leben; wie auch die Frau seit vielen Jahren am politischen Leben regen Anteil genommen hat und wie es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis sie einmal das parlamentarische Stimmrecht erhält. Ich aber möchte zum Schluß noch den Wunsch ausdrücken, daß auch die deutsche Frau einmal frei werde und im wahren Sinne des Wortes, daß auch sie von Staats wegen ihre unentgeltliche Arbeit leisten möge und damit die Möglichkeit, zu ihrer vollen Entfaltung zu kommen. Denn es ist doch eine historische Tatsache, daß man nach der Stellung der Frau in einem Lande den Grad der Kultur jenes Landes zu beurteilen vermag, und solange die Frau nicht in allen Dingen dem Manne gleichberechtigt ist, ist auch das Land nicht wirklich frei.

Eine Ehrengabe für den deutschen Kaiser.

In Anerkennung des energischen Eintretens des Kaisers zugunsten der deutschen Teilnehmer an der Mailänder Ausstellung wurde dem Monarchen durch eine Verordnung eine Ehrengabe, bestehend aus einem silbernen Schiß, überreicht. Zugleich hat das Komitee der Mailänder Ausstellung für den Kaiser eine goldene Medaille prägen lassen, die zu den schönsten Arbeiten gehört, die die moderne Medallistik hervorgebracht hat. Sie ist von E. Johnson geschaffen und stellt auf ihrer Vorderseite



die Rückansicht einer modernen Männergestalt, die der Kaiser eine weibliche Gestalt, die Verkörperung der Wissenschaft, hinabwendet, um einen Kuß auf ihre Stirn zu drücken. Die Denkschrift auf der Vorderseite der Medaille lautet in deutscher Sprache: „Die Arbeit führt mit Hilfe der Wissenschaft zum Ruhm.“ Die Rückseite stellt das Portal der Mailänder Ausstellung dar, welches von den Zweigen eines Lorbeerbaums bekränzt wird. Die Inschrift lautet in deutscher Sprache: „Ehrengabe für hohe Verdienste um die Mailänder Ausstellung vom Jahre 1906, christlichsozial dargebracht E. M. dem Kaiser Wilhelm dem Zweiten.“

Im Teehaus „Zu den hundert Stufen“.

Von Felix Baumann im „Tag“.

Eine alte, humorvolle Reisevorschrift lautet: „Berge von unten, Kirchen von oben und Wirtshäuser von innen.“ In Japan kann man jedoch diese Regel beim besten Willen nicht befolgen. Wagnistens nicht in Jofosama, denn ein einladendes Teckahäuschen liegt dort gerade auf einem Berge, und zwar auf einem ganz koshaffen Berg. Auf einem Berge, zu dem nicht ein bequemer Weg hinaufführt, sondern 100 — in Worten: einhundert — möhselige, aber schlechte Stufen.

Man hatte mir schon so viel von dem kleinen Teehaus „Zu den hundert Stufen“ erzählt. Ich hatte auch bereits verschiedene Male den Weg dahin angetreten; wenn ich aber die Motomachistrasse erreichte und am Fuße des verheißenden Berges stand, mir die 100 Stufen brach, verlor ich jedesmal den Appetit auf Tee. Japanische Teinstufen sind und bleiben eben japanische Teinstufen: steil, eng, schlüpfrig, gerissen und gespaltelt. Kurz und gut, sie sind der Inbegriff des Unbequemen. Außerdem ist eine japanische Treppe — ob aus Holz oder aus Stein — gewöhnlich nur auf japanische Füße berechnet.

Als mir aber immer mehr von dem lustigen Teehaus erzählt wurde, packte mich der Reiz, und eines Tages zog ich meine schlechtesten Schuhe an und begann den Aufstieg zum Teehaus „Zu den hundert Stufen“.

Ich erreichte die Bergesspitze noch an demselben Tage. Meine Befürchtungen waren also grundlos gewesen. Ein Klopfen an der leichten Schiebtür, das Erscheinen einer niedlichen ne-san (Kellnerin), ein freundliches „come in!“, und ich befand mich in dem berühmten Teehaus „Zu den hundert Stufen“.

Die erste Anstaltspflicht in einem japanische